Die erzählenden Werke von Emil Strauß

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät der

Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Hugo Meder

Limburg an der Lahn

Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H.

1938

Die erzählenden Werke von Emil Strauß

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät der

Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Hugo Meder

Limburg an der Lahn

Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H.

1938

Referenten: Professor Dr. Franz Schultz
Professor Dr. Julius Schwietering

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546424_0021

Inhaltsangabe

Einleitung 7

I. Weltanschauung 9

a) Seele und Leben 9

b) Mensch, Seele und Leben 10

c) Mensch, Gott, Seele und Leben 14

d) Mensch, Volk, Seele und Leben 20

e) Ethos 28

II. Form 32

a) Menschen 32

1. Vom Leben Gestaltete 32

2. Gestalter ihres Lebens 42

b) Aufbau 53

c) Natur, Landschaft, Volk und Umgebung 67

d) Wort, Sprache, Stil 75

Schluß 89

Einleitung

Mit Recht sagt Fritz Endres in seinem Büchlein über Emil Strauß: „einen Dichter des Lebens dürfte man ihn nennen". Ohne Bedenken könnte man über das Gesamtwerk von Emil Strauß den Titel setzen, mit dem Rudolf G. Binding seinen vor mehreren Jahren erschienenen autobiographischen Roman überschrieb: „Erlebtes Leben." Denn Strauß hat in seinen Dichtungen nichts gestaltet, das nicht in engster Beziehung zum mannigfaltigen, formenreichen Leben stände; er hat nichts geformt, das er nicht ganz auf seine eigene Weise erlebte.

Als Sproß einer altösterreichischen Musikerfamilie und eines pfälzischen Geschlechts am 31. Januar 1866 in Pforzheim geboren, besuchte er in Pforzheim, Mannheim, Karlsruhe und Köln das Gymnasium und studierte dann in Freiburg, Berlin, Lausanne und Berlin Germanistik, Philosophie und Volkswirtschaft. In Berlin lernte er die Führer des Naturalismus kennen und verkehrte in ihrem Kreise. Aber weder die Wissenschaft noch die Kunst der damaligen Zeit — es ist die Zeit gegen Ende der achtziger Jahre — befriedigten und erfüllten ihn. Denn sie vermochten ihm keine Antwort auf die Fragen zu geben, um deren Lösung er rang: Was ist das Leben? Wozu steht der Mensch im Leben? Was sollen ihm Sein und Tod, Werden und Vergehen, Liebe, Familie und Heimat, Volk und Vaterland, Seele und Gott? Darum wandte er sich ans Leben selbst und wanderte nach Brasilien aus, um den ihm eigens vom Leben zugedachten Beruf aufzuspüren, um sich selbst zu suchen und zu finden. Und das Leben offenbarte ihm seinen Beruf, der im Dichtertum bestand. Es zeigte ihm seine wesentliche Aufgabe, ein ganzer Mensch zu werden. Der sinnvolle Bescheid, den das Leben ihm erteilte, lautete, in seinem Beruf, in seinem Künstlertum sein Menschentum zu erfüllen.

Bekenntnisse seines Menschentums sind die Dichtungen von Emil Strauß. Er bekennt und gestaltet darin das Frage- und Antwortspiel seines eigenen Lebens. Von der Straußschen Weltanschauung sprechen, wie sie uns in seinem Werke vorliegt, heißt nichts anderes, als von den Antworten sprechen,

die Emil Strauß auf seine Fragen fand, und lädt dazu ein, auf das Leben des Dichters näher einzugehen. Dies muß man sich aber versagen, wenn man das Straußsche Kunstwerk als solches betrachten will. Und allein das Kunstwerk von Emil Strauß zu betrachten ist meine Absicht. Ich beschränke mich dabei auf die erzählenden Werke und berücksichtige die Dramen und das Leben des Künstlers nur insoweit, als es mir zur Abrundung meiner Arbeit unerläßlich scheint. Den ersten Teil nenne ich „Weltanschauung". Den zweiten Teil, der die Menschen, den Aufbau, Natur- und Landschaftsschilderung, Wort, Sprache und Stil behandelt, nenne ich „Form". In einem Schlußabschnitt betrachte ich zusammenfassend die Gestalt des Straußschen Werkes und versuche, es auf Grund derselben an der richtigen Stelle in die deutsche Dichtung einzureihen.

„Aber wie dem Goethe sein Genie eine sich stets erneuernde Aufgabe ist, so ist ihr die Schönheit eine Begabung und Pflicht, sie muß ihre körperliche Schönheit ausgefüllt, belebt halten von seelischer Schönheit."
(Das Riesenspielzeug, S. 36.)

I. Weltanschauung

Von der Straußschen Weltanschauung sprechen, heißt, von der Seele sprechen, von der menschlichen Seele und vom Leben, von der Einzelseele und von der Volksseele, von Gott, der in der Einzel- und Volksseele lebendig ist, und von den Forderungen Gottes an den Menschen, durch deren Erfüllung der Mensch sich selbst und, wie wir sehen werden, auch Gott verwirklicht.

a) Seele und Leben.

Strauß unterscheidet zwei Arten des Lebens, das äußere, zeitgebundene Leben und das Leben der Seele. Das äußere Leben, das der Mensch als Polarität von Mensch und Welt erfährt, als Zwiespalt und Auseinanderklaffen von Draußen und Drinnen, als Gegeneinander von Ich und Du, läutert und formt die Seele des Menschen. Das innere Leben, das Leben der Seele, ist nicht an Raum und Zeit, nicht an Umfang und Dauer der Jahre, sondern an der Größe der Taten und Werke zu bemessen, die durch die Kraft der Seele vollbracht werden. Das innere Leben, die Seele, gibt dem Menschen seinen Wert. „Das Leben ist ein feiner, feiner Filter", heißt es in den „Auswanderern", und „das Tröpflein Seele, das sich durchdrängt und am Ende hinaussickert, wird vielleicht so klar sein, daß sich die rosige Sonne des andern Himmels voll Freuden in ihm spiegeln mag" (S. 126). „. . . Lange — kurz? . . . lange — kurz", lesen wir im „Gartenäre", „das bewegt mich nicht. Goethe hat mehr als doppelt so viele Jahre gelebt als Mozart, — gewiß. Mozart hat von seinem ersten nachahmenden Gedudel über Sonaten und Symphonien, Figaro und Don Juan bis zur Zauberflöte und dem Requiem gelebt, Goethe hat von seinen ersten nachahmenden Liederchen über Werther, Götz, Meister bis zum Faust II gelebt, — jetzt: hat da der eine länger gelebt als der andere? Ein Jahr ist länger als ein halbes; aber ein Tag, den ich im eigenen Schwung und Feuer zu leben vermag, der ist nicht kurz und ist nicht lang, der ist ewig" (S. 123).

b) Mensch, Seele und Leben.

Im „Riesenspielzeug" sagt Strauß: „Das Wesen unseres Lebens ist der Kampf, das Werden, physisch und metaphysisch" (S. 461). Daraus folgt, daß der Mensch den Kampf bejahen muß, wenn er seine Bestimmung nicht verfehlen, sondern sein Leben erfüllen will. Er muß sich freuen, „Abenteuer herzhaft menschlicher Art zu haben" (Vorspiel, S. 104), und vor allem den Kampf, der von Mensch zu Mensch ausgefochten wird, tapfer aufnehmen und bestehen, weil „nur der Kampf mit dem Menschen ... die menschliche Größe ... entwickelt" (Prinz Wieduwit, S. 132/3). Vom Leben hängt Werden und Sein des Menschen im tiefsten Sinne ab. Nicht erst der Tod, sondern bereits das Leben besiegelt, was sich im Leben entscheidet. Deshalb bange der Mensch nicht vor dem Tode, sondern trage Sorge, daß er im Leben bestehe: „Wem vor dem Tode angst wird, dem ist vielleicht niemals vor seinem Leben angst gewesen — — eines so schlimm wie das andere" (Spiegel, S. 85).

Der Kampf, in den der Mensch durch sein Dasein verwickelt ist, geht um eben dieses körperliche und seelische Dasein. Dabei kommt dem Kampf um die Seele die größere Bedeutung zu und gebührt ihm der Vorrang. Des Menschen höchste Pflicht ist es, um seine Seele zu ringen und zunächst darauf zu achten, „daß diese Seele nicht im Zufall herumirrt, daß sie ihre eigene Haltung, Wege und Ziele findet!" (Spiegel, S. 105/6). Denn der „Sinn" des menschlichen „Daseins" besteht darin, die Seele „frei zu machen" und „zum Ich zu gestalten" (Gartenäre, S. 128). Das Ich der Seele ist eins mit dem Wesen des Menschen. Für diesen aber gilt: „Erst wenn du dein Wesen erkannt hast und liebst, kannst du werden, was du sollst" (Spiegel, S. 42). Was der Mensch werden soll, drückt Strauß mit dem Pindarschen Wort aus: „Werde, was du bist!" (Gartenäre, S. 93). Was der Mensch ist, ist er durch seine Seele. Seine Seele zu erkennen, um die er ringt, ist ihm somit dringlichstes Gebot.

Es ist indessen nicht leicht, dieser Aufforderung nachzukommen, weil der Mensch hier ganz auf sich selbst angewiesen ist. Wohl kann ihm ein anderer zeigen, wie sich ihm seine Seele darbietet. Aber, sagt Strauß, „jeder sieht dich anders — und auch der Klügste sieht dich falsch: denn selbst die einfachste Menschenseele ist der Sonne ähnlich, die man nur durch eine Trübung anschauen kann" (Mara, S. 170). Auf

Box: IA41546424

sich allein gestellt ist der Mensch beim Forschen nach dem Wesen seiner Seele. Doch er kann sich nicht in sich selber bespiegeln. Die Trübung, die er braucht, um sich selbst zu erschauen, liegt nicht in ihm, sondern außerhalb, liegt in den anderen Menschen, im Leben. Zwar: „Das einzige, was mir gewiß ist oder wenigstens gewiß werden kann, das bin ich. Von allem andern ist mir, durch mich, nur das Dasein sicher, nicht Wesen und Wirklichkeit“ (Gartenäre, S. 127). Aber, ergänzt Strauß in den „Kreuzungen“: der Mensch kann nicht durch sich allein, sondern „nur auf dem Umweg durch andere zu sich selbst“ kommen (S. 246).

Der Kampf, den der Mensch bestehen muß, zeitigt mancherlei Erfahrungen. Über diese Erfahrungen äußert Strauß seine Meinung folgendermaßen: „Nicht die Erfahrung, die man macht, ist die Hauptsache; die Hauptsache ist, nach der Erfahrung dem Leben gegenüber wieder unschuldig zu werden“ (Kreuzungen, S. 246). Das heißt, die Erfahrung enthält keinen Eigenwert. Sie erschöpft sich nicht in sich selbst, sondern dient lediglich dazu, die Seele zu erproben und zu klären, zu festigen und sie ihrem Träger auch zu offenbaren. Denn „Erfahrung“ wendet Strauß nicht allein „im Sinne von Gefahr bestehen“ (Riesenspielzeug, S. 472) an, vielmehr auch im Sinne von erkennen: „Wir sagen manches aufrichtig aus ehrlicher Überzeugung; aber wenn wir handeln, tun wir das Gegenteil, weil wir tiefer heraus handeln“ (Skorpion, S. 303). Auch die Erkenntnis dieses „tiefer heraus Handelns“ ist Erfahrung. Hier nämlich erfährt und sieht der Mensch, wie er unbewußt wesensgemäß handelte und weiterhin bewußt zu handeln hat.

Ein Kampf ist das Leben, ein Wagen, Suchen und Versuchen, das „meistens mißlingt! und man versucht es doch!“ (Riesenspielzeug, S. 33). Und der Mensch muß wagen und versuchen, weil es „ohne Herausforderung kein Leben“ gibt (Riesenspielzeug, S. 41), weil Leib und Seele sonst verkümmern und verkommen. Nicht jeder freilich kann sein Leben wagen und einsetzen; nur, die auch den erforderlichen Mut hierzu haben, vermögen und müssen es. Denn: „Haben Sie den Mut zu wagen, so haben Sie die Pflicht, zu wagen“, sagt Strauß in den „Kreuzungen“. „Beglückt, wer es beizeiten fühlt und einsieht! Streben Sie, kämpfen Sie, jagen Sie Ihrem Ziel oder Ihrer Schimäre nach! Lassen Sie all Ihre Kräfte arbeiten! Haben Sie Erfolg, so freuen Sie sich, daß er Ihnen gehört! Scheitern Sie, so freuen Sie sich, daß Sie aus eigener Schwäche fallen!“ (S. 154).

„Man darf nichts halb tun", verlangt Strauß im „Vorspiel" (S. 110). Dazu gehört einmal, daß man alles aus ganzer Seele, aus dem ganzen Menschen tut und nichts nur begonnen und unvollendet liegen läßt. Sodann erfordert es, daß man für das, was man tat, auch einsteht. Was daraus wird, darf einen nicht anfechten. Freude oder Schmerz, „Leid oder Glück, wenn nur das Herz davon brennt und leuchtet! Wenn es aber brennt und leuchtet, hat es zuletzt auch seine Freude daran!" (Kreuzungen, S. 263). Beging man eine Torheit, muß man es zugeben und die „ungewollten Folgen anerkennen", darf sie nicht „leugnen" und „vergessen" wollen, sondern muß versuchen, sich ihrer auf angemessene Art wieder zu entledigen. Und „am besten werden wir die schlimmen Folgen unserer Torheiten los, wenn wir ihnen nicht trotzen, nicht ausreißen, sondern sie herankommen lassen, sie mit Ruhe ergreifen und verarbeiten und womöglich gut machen" (Kreuzungen, S. 144). War es ein Handelnmüssen aus innerer Notwendigkeit, weil die Seele es verlangte, muß der Mensch das heraufbeschworene Ereignis bejahen: „ich war einmal eine kurze Zeit das, wonach wir häufig die Sehnsucht und eine verschüttete Möglichkeit in uns spüren, frei, unbedingt, Trieb und Vernunftziel eins, Mensch. Und was mit jenen Tagen in Beziehung steht, kann ich nun nicht mit kleinlicher Klugheit behandeln. Daß ich jene Tage erlebte, war Glück; daß ich mich vor ihnen nicht schämen muß, wird nun meine Aufgabe sein" (Kreuzungen, S. 66/67).

Nicht in der Tat als solcher oder in dem erst, was daraus geboren wird, liegt nach Strauß ihre Verurteilung oder Rechtfertigung, sondern bereits in dem Gefühl, aus dem heraus sie geschah: „Was ich rein und natürlich empfunden habe, muß natürlich und rein bleiben allen Mißverständnissen und wirren Folgen zum Trotz. Wenn von einem Glockenklang eine Lawine ins Rollen kommt und ein Dorf verschüttet, — der Glockenklang war doch schön und rein!" (Kreuzungen, S. 206/207). Deshalb auch: „Was dir rein und ernst aus dem Herzen kam und was dir einfach und natürlich erschien, als du es tatest, das darf dich doch nicht kleinmütig machen den Menschen gegenüber! Du hast etwas Seltenes und Schönes getan, indem du dich einem trüben Handel entzogst und der Natur folgtest, nicht aus Leichtsinn, sondern in Leidenschaft und Vertrauen; du darfst diese Tat nicht dadurch entwerten, daß du dich ihrer vor den Leuten schämst. Wenn du nicht stolz darauf sein kannst, wie wirst du diese Eigenmächtigkeit tragen können?" (Hochzeit, 4. A., S. 122/123).

Eigenmächtig fürwahr handelt der Mensch, der nur auf die Stimme seines natürlichen, unverdorbenen Gefühls hört und diesem folgt, der sich nicht durch entgegengesetzte Meinungen und das Geschwätz anderer Menschen verwirren und erschüttern läßt, sondern sich allein an sein Ich kehrt, sich in Gegensatz zu Überkommenem und Hergebrachtem zu stellen und Sitten und äußere Moral zu verletzen wagt. Und jede Eigenmächtigkeit voll zu verantworten und all ihre Folgen auf sich zu nehmen, ist nicht leicht und erfordert Rückgrat. Aber, sagt Strauß, „es soll dir ja nicht leicht fallen; denn es ist schwer. Wir haben eigenmächtig gehandelt: in der Folge müssen wir zeigen, daß wir dabei wenigstens unserer selbst mächtig waren, daß wir wenigstens das Recht der Kraft dazu hatten" (Hochzeit, 4. A., S. 125). Wem darob nachträglich vor seinem eigenen Mut angst wird, wer erschrickt, seinem unmittelbar der Seele entspringenden Gefühl Folge geleistet zu haben, und dies mitsamt seinem einst gutgeheißenen und als richtig erkannten Handeln „in Gedanken" am liebsten „verwässern und widerrufen" möchte (Hochzeit, 4. A., S. 127), der läuft Gefahr, sich seiner Seele zu begeben und sich selbst zu verleugnen. Er sollte sich aber freuen und stolz darauf sein, einmal als ganzer Mensch eine Tat begangen, einmal „gelebt" zu haben und mit Don Pedro auf die Frage, wofür er gerichtet werden wolle, antworten zu können: „Dafür, daß ich sein will, wie ich bin, und daß ich mich freue, mich keiner Not verleugnet zu haben!... Dafür, daß mein Leben in einer einzigen Flamme brennt, anstatt ordentlich mit einem Dutzend Irrlichter herumzufackeln!" (Don Pedro, 5. A., S. 137).

Das Leben ist ein harter Kampf. Der Mensch, der darin bestehen und siegen will, muß in allem, was in ihm ist und aus ihm kommt, fest und ganz und gar er selbst sein, vor allem in den zwei wichtigsten Lebensdingen: im Beruf und in der Liebe: Wer seinen Beruf noch nicht erkannt hat, sagt Strauß, muß ihn suchen: „es muß einen geben, zu dem ich gemacht bin — — oder ich muß ihn erfinden" (Spiegel, S. 101). Denn für den, der Höchstes leisten will, kommt es nicht darauf an, „in irgendeinem Fache tüchtig zu werden...; ich habe jetzt schon gemerkt, daß das nicht allzu schwierig ist; ich möchte in meinem, von der Natur mir zugewiesenen Fache tätig sein!" (Spiegel, S. 102.) Nur in dem „von der Natur ihm zugewiesenen Fache" kann der Mensch vollbringen, was er seinen Anlagen und Kräften entsprechend leisten soll. Wer darum die Möglichkeit hat und die Verpflichtung fühlt, seinen Beruf, sein Fach

zu suchen, es aber aus Willensschwäche oder falscher Rücksichtnahme auf äußere Umstände unterläßt, hat das Leben nicht bezwungen. Sein Versuch, das Leben zu meistern, ist mißlungen. Er ist gescheitert und wird niemals Ruhe finden vor dem Selbst-„vorwurf, daß er eines anderen Arbeit tue, um seine eigene nicht suchen zu müssen" (Spiegel, S. 99).

Er selbst und fest sei der Mensch in seinem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln. Ganz er selbst und fest sei er wie im Beruf auch in der Liebe, die den Stempel seiner Seele, des ihm allein eignenden Wesens ganz besonders eingeprägt tragen soll: „Zweier Menschen Liebe soll sein wie zwei Lindenbäume, die frei nebeneinander aufwachsen und doch nur eine einzige ununterscheidbare Kronenkuppel bilden; lehnt aber der eine Stamm sich an den anderen, so reiben sie sich im Sturme wund und verkrüppeln. Zweier Menschen Liebe sei wie ein Schwert mit zwei Schärfen; keine Schärfe darf stumpf werden der anderen zuliebe, sonst können sie nicht eine Spitze bilden. Zweier Liebe sei die klare Einheit des Mannes und des Weibes von reinster Wesenheit, so daß der Mann nichts Weibisches, das Weib nichts Männisches in sich einlasse; sonst werden sie ein Wirrwarr, keine Einheit" (Mara, S. 187/88). Stark sei der Mensch, damit er vom Leben oder von der Liebe, die gleichfalls Leben ist, überwältigt nicht auch erschlagen werde: „Denn die Liebe ist nicht weich, mitleidig, verzeihend, hingebend, nicht ein Feuerleien für den Herd; sie ist stolz, bezwingend, unerbittlich wie die Schönheit, wie Gott selbst, der jene gewiß nicht liebt, denen er mild und gnädig ist, und der sich noch nie seiner Lieblinge erbarmt hat" (Mara, S. 181/82).

Ernst nehmen muß der Mensch das Leben, das ihn umgibt und seine Seele formt. Ernst nehmen muß er jede Tat, die von der Seele geformtes Leben sein soll. Ernst nehmen muß er sich selbst, seine Seele und das tiefe Gefühl, durch das seine Seele ihn leitet und mahnend anhält, der zu werden, der er sein kann und soll, „denn nur Ernstnehmen ist Leben" (Kreuzungen, S. 159). Wer aber gibt dem Menschen das Recht, seinem Gefühl zu folgen? Wer sagt und bestätigt ihm, daß eben das starke Gefühl, das der Seele in mächtigem Strom entfließt, ihn nicht falsch und in die Irre führt?

c) Mensch, Gott, Seele und Leben.

Die abendländische geistige Gesamtlage, die bis heute auf dem Christentum beruht, erlaubt keinem ihrem Gefüge einge-

ordneten Menschen, am Christentum unbekümmert vorüberzugehen. Sie treibt im Gegenteil jeden, der das Leben und die Geschichte, denen er verwoben ist, verstehen will, zur letzten Auseinandersetzung mit diesem, zwingt jeden, sich für oder wider zu entscheiden. „Es erschien mir selbstverständlich, Pflicht wie Sehnsucht", bekennt auch Emil Strauß von sich in den „Ersten religiösen Eindrücken", „das Christentum als die Religion, die von meinem Volk nun einmal angenommen und zu besonderer Form ausgebildet worden war, mir auch anzueignen und zu der mir möglichen Form zu bringen" (S. 351). Und indem er fortfährt: „der christliche Glaube verging als ein nicht mehr deckender Ausdruck des Bestimmenden" (S. 355), bekundet er seine Entscheidung. Zwar geht es auch Strauß nur um die Seele: „Es handelt sich zunächst um ihn, um seine Seele" (Spiegel, S. 105). Wie das Christentum hegt auch er die Überzeugung, daß die Seele den Wert des Menschen darstelle, für den er mit seinem Leib streiten müsse: „Wir aber, sterblicher Leib und verletzliche Seele, wir kämpfen! — wir kämpfen mit dem sterblichen Leib um die verletzliche Seele" (Vaterland, 1. A., S. 44). Auch er sagt, es sei schlimmer, die Seele zu töten als den Leib: „und doch hätte ich nur seinen Leib getötet; du aber, seine Mutter, willst seine Seele töten!" (Vaterland, 4. A., S. 145). Wie das Christentum bewertet auch Strauß alle unlebendigen und seelenlosen Dinge dieser Erde: „die wandelbaren vergänglichen Dinge groß und wichtig nehmen ist ein Selbstbetrug" (Der Nackte Mann, S. 277); oder: „Geld ist nichts, es gilt bloß, und das beste, was es gelten kann, ist Freude" (Spiegel, S. 49). Trotzdem deckt sich seine Weltanschauung nicht mit derjenigen des Christentums. Denn seine Weltanschauung — und hiermit verknüpft die Stellung und Bewertung des Menschen und seines Kampfes innerhalb des Weltgeschehens und im Leben — unterscheidet sich von der Weltanschauung des Christentums wesentlich durch seine Auffassung von Gott und von Christus.

Der Christ glaubt an einen dreieinigen persönlichen Gott, der über und unabhängig von allem Geschehen seinen Sitz hat, der die Geschicke des Menschen fest in seiner Hand hält und keines Wesens außer sich selbst zu seiner Vollkommenheit bedarf. Und er glaubt an das Evangelium, an das Wort und die Offenbarung Gottes. Für Strauß aber gibt es keinen persönlichen Gott, der sich in einer klar umrissenen Gestalt offenbart hätte: „Ein Gott, den wir erkennen könnten, ist überflüssig,

ist also keiner. In Wirklichkeit fängt Gott erst an, denkbar, möglich, nötig zu werden, wo Sein und Verlauf der Dinge für all unser Wissen und Deuten, Glauben und Hoffen unbegreiflich wird, wo, die ihn ganz genau kennen wollen, von seinem ewig unerforschlichen Ratschluß reden und demütige Ergebung in seinen allmächtigen Willen empfehlen, — wo der Begnadete, einer geheimnisvollen Wurfkraft hingegeben, aller Vernunft zum Trotz, wie der erste Luftschiffer die Gondel bestieg, in wonniger Atemnot seine neue Bahn hinstürmt" (Gartenäre, S. 106). Für Strauß gibt es keine von außen her geoffenbarte Religion: „Da ich als Religion", bekennt er in den „Ersten religiösen Eindrücken", „ein aus mitfühlender Ahnung stammendes und aus Erkenntnis erwachsenes Vertrauen, eine aus diesem Vertrauen oder Glauben oder Innesein freigewordene Schicksalsbereitschaft über Wohl und Wehe hinweg mit dem Ziel einer Erlebung (Ersterbung) des Allwillens, der in mir aus mir meine Form treiben soll, — da ich solches, seit ich denke, als Religion in mir finde, ... verlangte ... ich ... nicht nach Erlösung weder vom Leben noch vom Übel, sondern nach Klärung, Überwindung, Bewährung, Einswerden mit dem göttlichen Trieb in mir selbst" (S. 355). Einen unpersönlichen Gott nur gibt es für Emil Strauß, eine weltdurchwesende, weltgebundene, alles Lebendige durchwirkende und jeden Menschen durchblutende Macht. Und dieser Gott, „die ewige Unruhe des Lebens und der Welt" (Spiegel, S, 159), ist nicht vollkommen, sondern ist zu seiner Erhaltung und Vollendung auf die tätige Mitarbeit des Menschen angewiesen: „Gott kann nicht bestehen ohne meine Arbeit; er nimmt ab, wenn ich ruhe; er verkommt, wenn ich mir's wohl sein lasse!" (Spiegel, S. 212).

Aus dieser Gottesauffassung heraus, an der neben dem Griechen-, Römer- und Germanentum besonders die deutsche Mystik — in ihr trieb diese Anschauung wunderbare Blüten des Geistes und der Sprache —, Kant, Goethe und Schiller, Fichte und Hegel, Hölderlin und Schopenhauer mitgearbeitet haben, sieht Strauß auch die Gestalt Christi anders als die christlichen Religionen es lehren. Für ihn ist Christus nicht Gott, sondern einer der wenigen Menschen, die eins mit dem Allwillen, mit dem Treiben ihrer göttlichen Seele und mithin eins mit sich selbst waren, die vorlebten, was sie lehrten, und ruhig in den Tod gingen, weil ihr Wesen es von ihnen verlangte: „Christus in Gethsemane — war er da erlöst und Gott, oder war er Mensch in Suchen und Kampf? Und als er am Kreuze stöhnte: mein Gott, warum hast du mich verlassen? da war er irdisch

und gegenstimmig und auf dem Gegenpol der Erlösung. Vor dem Tod aber war er wieder eins mit sich und mit Gott und dem All und da riß er die Menschheit sich nach —" (Spiegel, S. 173). Nicht als Gottmensch im Sinne des christlichen Dogmas muß Christus beachtet und gehört werden, sondern als Menschgott, d. h. als Mensch, der sein Leben vollkommen gestaltete und sich bereits im Leben vollendete.

Christus, der sich Gottes Sohn und die Menschen Kinder Gottes nannte, gab den Menschen das Gebot, vollkommen zu werden wie Gott, damit sie ebenfalls zum Vater gelangen könnten. Er wies den Menschen auch den Weg, indem er sagte: folgt mir nach. Nach katholischer Lehre besteht die Nachfolge Christi in der Erfüllung der göttlichen und kirchlichen Gebote. Nach protestantischer Auffassung besteht sie im Glauben an das Evangelium und dementsprechenden Leben. Strauß aber deutet die Nachfolge Christi so: Wer Christo nachfolgen will, muß sein eigenes Wesen ganz erfüllen, muß vollkommener Mensch werden. Denn nur durch Selbstvollendung kann der Mensch zu Gott gelangen, in Gott eingehen, Gott werden: „Der Anfangspunkt, der Mensch, war bestimmt und das Ziel, Gott. Wie nun aber die Entfernung zu einem Wege machen? und wie den Weg durch die Welt, Berg und Tal, Wasser und Wüste dermaßen zu Mensch machen, daß der Mensch am Ende in Gott eingehen kann, Gott wird? Denn, wer Christo nachfolgen kann, wer vollkommen werden kann wie der Vater im Himmel, der muß doch Gott werden und sein wie die Dreieinigen! Denn das war's! Nicht eines anderen Fußstapfen nachtreten, nicht eines anderen Willen tun — vollkommen sein, das war's, was Kräfte gab, befeuerte, hinriß; vollkommen in die Vollkommenheit eingehen, wie ein Ton, ein Part in die Symphonie eingeht, die Symphonie schafft, vollendet und ist!" (Spiegel, S. 124).

Christus, der Gestalter, Künder und Forderer der menschlichen Vollkommenheit, gab den Menschen das Gebot: „Liebe Gott über alles! Liebe den Nächsten wie dich selbst!... Das erste", sagt Strauß, ist „außer Frage: Gott nicht lieben wäre gewesen wie nicht leben" (Spiegel, S. 125). Denn leben heißt in Wahrheit vollkommen werden, den Gott in sich lebendig erhalten und gestalten, mit dem göttlichen Trieb in sich eins werden, Gott werden. Wie aber verhält es sich mit dem anderen Gebot? „Auf der Grundlage der natürlichen und unentbehrlichen Selbstliebe" ist es „ein wunderbares Gebot. Es ist oft

nicht leicht, sich selbst zu lieben, aber unumgänglich; erst wenn du dein Wesen erkannt hast und liebst, kannst du werden, was du sollst; es ist schwer, die andern Menschen zu lieben, sie zu lieben wie uns selbst ist übermenschlich. Aber nachdem dieses Gebot einmal ausgesprochen und uns vorgelebt ist, werden wir es nicht mehr los, es klingt in unsere besten und schlechtesten Stunden hinein, und schon der Gedanke an die Möglichkeit seiner Erfüllung beseligt uns" (Spiegel, S. 42). Die Möglichkeit seiner Erfüllung liegt aber für Strauß wiederum nur in der Erfüllung des ersten Gebotes: werde vollkommen! Vollkommenheit wird erreicht durch höchste Entwicklung aller Kräfte, durch Ausbauen und Vollenden der Seele. Sich selbst und den Nächsten lieben, heißt dann, sich selbst und den Nächsten — Strauß sagt „die Welt" — beseelen und vollenden. Doch „du kannst die Welt nur vollenden, indem du dich vollendest" (Vaterland, 1. A., S. 16).

Jenseits gerichtet ist der Blick des Christen. Richtschnur seines Handelns ist ihm das von außen befohlene: du sollst! Für Strauß aber gibt es kein jenseitiges Ziel: „leben wollte er heute, schaffen und hoffen für morgen" (Spiegel, S. 150). Für ihn gibt es kein Handeln aus Angst vor Strafe oder aus Hoffnung auf Belohnung: „Die Verheißungen, Himmel und Hölle, Verdammnis und ewiges Leben bewegten ihn nicht; was ihn nicht ruhen ließ, war der Ruf, der zu werden, der er sein sollte und konnte" (Spiegel, S. 108). Von innen heraus kommt nach Strauß dem Menschen das göttliche Gebot seines Handelns: „Was Gott getan wissen will, das legt er als Aufgabe in uns, das müssen wir Menschen tun" (Vaterland, 2. A., S. 78). Für Strauß gilt das von Fichte folgendermaßen ausgedrückte innere Gebot: „Handle so, daß du die Maxime deines Willens als ewiges Gesetz für dich denken könntest!" Aus dem Willen heraus soll der Mensch handeln. Denn der Mensch kann frei und zielbewußt wollen: „Vergiß aber nicht, daß der Mensch einen Willen hat und die Freiheit, einem Ziele gemäß zu wollen" (Vaterland, 2. A., S. 79). Und wenn er nicht aus dem Willen heraus handeln kann, so handle er aus Einsicht, Erkenntnis oder Ahnung: „Was ich ersehne oder hoffe, wäre eine Handlung — wenn schon nicht des Willens — doch der Einsicht, der Erkenntnis oder der Ahnung" (Spiegel, S. 213/4).

Strauß lehnt das Christentum ab, weil es den Schwerpunkt alles Seins und Geschehens ins Jenseits verlagert. Er verwirft jeden Dogmatismus und mit ihm seine Verfechter: „Das Pfaffentum, sei es christliches oder atheistisches oder vegeta-

risches oder sonst ein Pfaffentum ist nie ein Ernst, es muß nur wegen seiner Schädlichkeit ernst genommen werden" (Riesenspielzeug, S. 132). Jede Philosophie, die ihre Lehre nicht auf der Anschauung des Lebens und des wirklichen Menschen aufbaut, lehnt Strauß ab. Darum lautet sein Urteil über die Philosophie Nietzsches, das er in den „Kreuzungen" aussprechen läßt, folgendermaßen: „Seinem Tatsachensinne konnte eine Philosophie nicht eingehen, die ihm die natürlichen Rechte und Ansprüche der gesunden und stolzen Kraft zu romantischen Postulaten zu überhitzen, aufzutreiben und zu verzerren schien, weil sie offenbar von gegnerischen Postulaten und Dogmen ausging, statt von der Anschauung des wirklichen, unbändigen, alle Formen wieder verwachsenden Menschen" (S. 186). Der Mensch soll nach Strauß eben nicht einer fremden Lehre gemäß leben und handeln, sondern er allein mit seinem Ich sei sich Maß, Richtschnur, Weg und Ziel. (Das immer wiederkehrende „Werde, der du bist!"). Seine eigenste Aufgabe, die dem Menschen von Gott in die Seele gelegt wurde, soll der Mensch erfüllen. Beispiele dafür, wie ernst die Erfüllung dieser Pflicht genommen werden soll, können ihm sein: „Lykurg, Solon, Leonidas, Agesilaos, Pelopidas, Epaminondas, u. s. f., all die beherzten, selbstlosen, unerschütterlichen Männer, die wohl besiegt und getötet wurden, aber nie unterlagen, die das feindliche Schiff mit der Rechten ergriffen, und, wenn ihnen die abgehauen wurde, mit der Linken und nach deren Verlust mit den Zähnen — all diese unvergeßlichen Bilder selbstvergessenen selbstwerdenden metaphysischen Lebens" (E. r. E., S. 351/2).

Der Mensch steht nach Strauß nicht im „Gedränge des Erdenlebens, dem wir bestimmt sind" (Spiegel, S. 199), um möglichst viel Güter einzuheimsen und die Welt des Besitzes halber zu unterjochen, sondern um Gott zu folgen. Gott aber „hat nicht gesagt: wer mir nachfolgen will, der tue brav Geld in seinen Beutel!" (Spiegel, S. 211). Der Mensch ist nicht geboren, das Leben zu genießen und es sich wohl sein zu lassen. Denn „Gott segnet nicht durch Ruhe und Wohlsein, sondern durch Aufgaben" (Spiegel, S. 211). Deshalb geht fehl, wer ausruft: „Mein will ich sein! Mein!" (Kreuzungen, S. 125). Darum gesteht seinen Irrweg, wer spricht: „Mich wollte ich vom Leben, das bißchen Schönheit und Freude, das ich im Leben sehe und finde, mir retten oder rauben, pflegen und mir schmecken lassen und weiter nichts. Nicht alles Blöde, Widrige auf meine Schultern nehmen und schleppen, bis mein Atem

bricht!" (Kreuzungen, S. 208). Denn Strauß predigt keinen verantwortungslosen Solipsismus und kein ichsüchtiges Genießertum, sondern Arbeit und Pflichterfüllung. Wohl soll der Mensch sich freuen und glücklich sein; die Freude und das Glück aber soll er sich erringen, und das kann er nur, wenn er auch mit dem Widrigen und Unangenehmen im Kampf fertig wird: „Im Gegebenen das Widerstrebende bewältigen und zum Glück gestalten, das innere, aus eigener Lebenstiefe quellende Glück die vorhandenen Lebensformen durchdringen und durchleuchten lassen, das ist die Kraft- und Kunstprobe des Lebens!" (Kreuzungen, S. 199). Ein Weg zu Gott, zu sich selbst, sei dem Menschen das menschliche Leben. „Der Weg zu Gott" aber läßt „nichts in Verlust geraten!" (Spiegel, S. 130). Wozu der Mensch von Gott ins Leben gestellt wurde, was der Zweck seines Daseins, seine Bestimmung ist und was ihm die Dinge dieser Erde bedeuten sollen, drückt Strauß bei besonderer Gelegenheit im „Nackten Mann" aus. Und diese zusammenfassende Formulierung offenbart den ganzen Ernst seiner Anschauung: „Die wandelbaren vergänglichen Dinge groß und wichtig nehmen ist ein Selbstbetrug. Aber — wie dem Kinde das Spielzeug und das Spiel, so sind uns diese Dinge gegeben, und nur sie, damit wir uns an ihnen üben und stärken und im Entscheidungsfalle nicht Quark sind, sondern ganze Menschen! Das Wichtige ist wirklich nicht Luther oder Calvin oder der Papst in Rom hinten und ihr Hader: das Wichtige bist du, bin ich, ist der Pforzheimer, jeder einzelne, der eben nur an diesem höchst irdischen Stank und Streit sein eigenes unberührbares, unverwüstliches Wesen erkennen und offenbaren kann. Für diesen Moment leben wir. Er ist die Vollendung, die Wiedergeburt, das Weltgericht, die Auferstehung, die Vergottung — wie man es nur immer genannt hat!" (S. 277).

d) Mensch, Volk, Seele und Leben.

„Korsika heißt unsere Mutter und nur sie allein auf der Welt! Nicht Genuesenland, nicht Allerweltsland, Korsenland heißt unser Vaterland von Gott her" (Vaterland, 1. A., S. 44). Einen Korsen läßt Strauß hier von seinem Vaterland so sprechen. Im Herzen spricht er selbst die gleichen Worte von Deutschland, denn „Vaterland" ist ein Bekenntnis des Dichters zur Heimat. Und jeder, der ein angestammtes Vaterland besitzt, müßte von ihm so denken und sprechen wie der Korse hier von dem seinen. Kein Mensch, er sei denn ein Schurke,

darf seine Herkunft und sein Vaterland verleugnen. Denn, so fragt Strauß: „Segnest du einen Sohn, der den Namen seines Vaterlandes verschweigt?" (Vaterland, 1. A., S. 44). Heilig ist Emil Strauß der Name des Vaterlandes, heilig ist ihm die Heimaterde, in welcher der Mensch wurzelt, aus der er Nahrung und Kraft saugt, in der allein er sich ganz entwickeln und entfalten kann: „Mutter Korsika, der ich zu eigen bin mit jedem Tropfen Blut, jedem Gedanken, sie ist die Erde, darin wir fußen, und der Himmel, darein wir wachsen, sie ist der Brunnen unserer Kraft und die Sonne unserer Reife, sie ist der Traum unserer Nächte und das Werk unserer Tage, nur in ihr werden wir, was Gott will" (Vaterland, 3. A., S. 97). Ohne Vaterland ist der Mensch nichts, durch sein Vaterland aber ist er alles, darum besteht für ihn die gottbefohlene Pflicht, am Aufbau und an der besonderen Gestaltung seines Volkes mitzuarbeiten: Das Vaterland ist „von Gott her, — und es zu einem ganz besonderen Land, zum Korsenland zu machen, das ist unser Beruf von Gott, unsere Berechtigung im Leben, unsere Schuld gegen Vergangenheit und Zukunft!" (Vaterland, 1. A., S. 44).

Von dieser gottgewollten Besonderheit eines jeden Landes und Volkes aus betrachtet Strauß die Rassenfrage. Gottes Wille, des Allwillen Wille ist es, daß es Rassen und Völker gibt, von denen jedes seine Art bekenne, ihr gemäß lebe und wirke; des Menschen Pflicht ist es, sich dem Willen Gottes zu beugen und das Gebot, das aus dem Willen Gottes an ihn ergeht, zu befolgen und zu erfüllen. Gilt das Blut der Rasse, welcher der Mensch angehört, in der Welt nicht so viel wie das Blut anderer Rassen, mag ihn solches schmerzen und als bitteres Unrecht ankommen, verleugnen aber kann und darf er sein Blut nie. Unterscheidet sich das Blut, das in seinen Adern fließt, von dem anderer Rassen durch Adel, Reinheit und Unvermischtheit, darf er stolz darauf sein und sich ausgezeichnet fühlen, Glied eines Volkes zu sein, das sich so entwickelte, wie Gott es wollte, wennschon er sich sein Volk nicht selbst auswählen durfte, sondern aus ihm in seine Gemeinschaft hineingeboren wurde: „Seit ich in Brasilien bin, schätze ich den Stolz des Nordamerikaners gegenüber dem Nigger, und ich freue mich, daß es germanische Rasse ist, die den Abstand fühlt und erhält und bekennt, im Gegensatz zu den Romanen Südamerikas, die eben durch ihre Vermischung mit allen Farben, ob gelb, ob schwarz, durch ihren ekelhaften Rassenmischmasch zeigen, daß sie nur Romanen sind" (Prinz Wieduwitt, S. 169).

Emil Strauß lehnt den Rassenmischmasch, die Rassenvermischung ab, tritt also für die Reinheit der Rassen ein und verficht die Reinerhaltung der Völker. Damit findet für ihn auch die Judenfrage ihre selbstverständliche Lösung. Bevor ich aber auf die Judenfrage eingehen und zeigen kann, weshalb Emil Strauß das Judentum — außer seiner Fremdrassigkeit wegen — als nicht zugehörig zum deutschen Volke ablehnt, muß ich eine andere Frage behandeln: Wer gehört nach Emil Strauß zum Volk und zur Volksgemeinschaft? Daß nur Deutsche wirkliche Glieder des deutschen Volkes sein können, ist aus dem bereits Gesagten ersichtlich. Es genügt aber nicht, einfach Deutscher zu sein, um auch wirkliches Glied des deutschen Volkes und der Volksgemeinschaft zu sein. Was nach Emil Strauß hierzu erforderlich ist, geht aus folgenden Worten hervor: „Einer für alle! Also Alle für Alle und darum auch Alle für Einen, — solange dieses nicht gegen die Gesamtheit ist! Ausgang ist der Einzelne, Ziel die Gesamtheit als Körperschaft der Einzelnen. Der sich selbstsüchtig vereinzelnde Einzelne, der anarchische Einzelne, der Einzige, der in allem Erreichbaren sein Eigentum sieht und die Gemeinschaft nur anzapft und nach Kräften zum eigenen Behagen aussaugt, ohne ihr zu dienen, dieser Einzelne muß überwunden und ausgelöscht werden. Da der Einzelne in der Natur ja alsbald verschwinden muß, gar keinen Daseins- und Entwicklungsboden hat, da der sich Vereinzelnde also Verfallserscheinung ist, Dekadent, so kommt er, als ohne Lebensprinzip, für die Gemeinschaft nicht in Betracht. Der Einzelne, auf dem die Gemeinschaft beruht, ist, der alle Kräfte aus ihr zieht, um sich in ihr, sie in sich zu fördern“ (Riesenspielzeug, S. 193/4). „Volk war dann nicht die Summe der deutschen Menschen, sondern nur der Teil, der sich bewußt oder in dunklem Drange auf dem Wege zu der von Gott vorgesetzten Willensgestaltung des deutschen Volkes vorwärtsarbeitet“ (Riesenspielzeug, S. 147).

Also nicht jeden Deutschen sieht Strauß als zum deutschen Volke und zur Volksgemeinschaft zugehörig an, sondern nur den, der am Aufbau und an der Gestaltung des Volkes nach bestem Können und Vermögen mitarbeitet. Mithin lehnt er das Judentum aus zwei Gründen als nicht zugehörig zum deutschen Volke ab:

1. Seiner Fremdrassigkeit wegen: „Du, Jerg, hast mir ja damals klar gemacht, daß die Judenfrage was anderes ist als eine Konfessions- und Geschäftsfrage, du hast mir ja den Dühring zu

lesen gegeben, ‚die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage'. Und du, Jörg, rietest mir damals, den Talmudjuden von Rohling zu kaufen, — dann hätte ich die Nase voll" (Riesenspielzeug, S. 117/8).

2. Weil das Judentum nicht auf den Aufbau des Volkes, auf Volksförderung, sondern auf Volksausbeutung bedacht ist und alles nur seinem materiellen Wert und Nutzen nach beurteilt: „Du hast mich scharf gemacht, du hast mir vorgerechnet, daß in deinem geliebten Kaiserstuhl fast kein Bauer mehr sitzt, der nicht den Juden zinst" (Riesenspielzeug, S. 118). Und: „Während man das Angenehme gern hat, beachtet man nicht, wie er" — der Jude — „der aus tiefstem Herzen das Angenehme sagt, dabei unermüdlich die Augen über alles rieseln läßt, über Mann und Maus, über Haus und Hof und alles, was der Nächste hat. Er sagt: Nessun maggior dolore — che ricordarsi del tempo felice — nella miseria! — und denkt: ein Brunnentrog, Granit, zwei Kubikmeter. Er sagt: Habe die Ehre, empfehle mich, gnädige Frau, küß die Hand — und registriert: Frau Hasenstab, Wiener Figur, hundertsechzig Pfund Lebendgewicht!" (Riesenspielzeug, S. 262). Strauß warnt davor, dem Juden harmlos und offenherzig zu vertrauen: „Er — kennt uns, er verkehrt täglich, stündlich mit uns", — d. h. mit Deutschen — „er kennt uns auswendig! Wir — verkehren selten, ausnahmsweise mit ihnen; ich habe oft wochen- und monatelang keine Gelegenheit, mit einem zu reden. Kennst du einen? Weist du, wie er zu Moses steht? — zum Talmud — zum deutschen Volk? Wir wissen nichts von ihnen. Hast du einmal eine jüdische Zeitschrift gelesen? — Wir tun, als wären sie's nicht, — trotz Fichte und Schopenhauer, trotz Dühring und Rohling und wie sie alle heißen" (Riesenspielzeug, S. 121/2). Strauß verlangt endlich Aufklärungsarbeit. Er gibt den Wissenden die Schuld, daß der Jude das deutsche Volk ausplündern könnte, da sie denen die Augen nicht öffneten, die nicht sehen könnten, wie die Dinge liegen: „Wer aber ist schuld, daß der Bauer dem Juden zinst? — wir! Wir haben das Wissen und sollten ihm den Star stechen und ihm helfen! Aber nein, wir sind harmlos, — und der Herr Seidschnur aus Tarnopol zieht uns die Würmer aus der Nase" (Riesenspielzeug, S. 118).

Emil Strauß begnügt sich nicht damit, aufzuzeigen, wer eigentlich zum Volk und zur Volksgemeinschaft gehört. Er zeigt auch Vorbilder und bringt Beispiele solcher Männer, deren Lebensarbeit der Volksgemeinschaft und dem Aufbau

ihres Volkes gewidmet war. Sampiero, der Held des Dramas „Vaterland", selbst ein Volksführer und Kämpfer für die Freiheit, weist seine Landsleute auf einen andern hin, der lange vor ihm lebte und nur für sein Volk arbeitete: „Wer von uns hört den heiligen Namen des Befreiers von Alanda ohne zu erröten? — Vor Jahrhunderten schon erschaute der von Alanda die Gestalt Korsikas, die Gott in unsere Herzen gelegt hat wie die Gestalt des Lärchenbaumes in seinen Samen, und er formte die Gestalt aus und behütete sie sein Leben lang; denn er zerbrach unsere Ketten, — als noch das ganze Abendland in Ketten lag, zerbrach er unsere Ketten — denn nicht der Arm, nicht die Menge, sondern die Seele siegt!" (Vaterland, 1. A., S. 44/5). Strauß fährt fort und zeichnet nun das Bild eines freien Ständestaates, wie es ihm als Ideal vorschwebt: „Er gründete auf dem Siegerstolz des Volkes die große Landgemeinde, in der jeder Ehrliche als gleichberechtigter freier Mann wirkte, riet und entschied, der Bauer in der Wirtschaft, der Handwerker im Gewerbe, der Kaufmann im Handel, der Richter auf dem Stuhl, der Weise im Rat, — wo jeder in Freiheit seiner Arbeit und Habe froh werden durfte, wo der Bescheidene sich fristen konnte nach seiner Bequemlichkeit, der Ruhelose, der Unternehmende nach seiner Kraft schaffen und erwerben konnte und den Wohlstand gründen, der nötig ist, das Leben zu erhöhen. Er und die Seinen mauerten ein tiefes und breites Fundament für einen starken und hohen Volksbau und schützten es mit unerschütterlichem Willen" (Vaterland, 1. A., S. 45). Hinter diesen beiden trefflichen Gestalten, hinter Sampiero und dem Befreier von Alanda, sieht Strauß die Gestalten der Erbauer und Schützer des Deutschen Reiches, besonders die Gestalten Friedrichs des Großen, Bismarcks und Moltkes: „Er... hatte mit Friedrich dem Großen durchgehalten und mit Bismarck und Moltke bei Königgrätz gesiegt!" (Riesenspielzeug, S. 15). Und grollend wegen der Entlassung Bismarcks und die Politik Wilhelms II. kritisierend, läßt er seinen Doktor Karl Haugh im „Riesenspielzeug" klagen: „Respekt?! Wo sollten wir Armen Respekt lernen, seitdem man den Baumeister der Burg hinausgeschmissen hat!" (S. 7).

Emil Strauß vergleicht das Idealbild vom freien Volksstaat, das er im Herzen trägt, mit dem wirklichen Bild des deutschen Staates, das sich ihm gegen Ende des vorigen Jahrhunderts darbot und das im weiteren Verlauf der Jahre einen immer häßlicheren und abstoßenderen Anblick gewährte, und der Vergleich fällt sehr zuungunsten des deutschen Parteienstaates

aus: „Im Traum von Recht und Freiheit näherte er sich der sozialdemokratischen Partei, las ihre Blätter, besuchte ihre Versammlungen — und fühlte sich nirgends dem deutschen Volke ferner als in der verbohrten Unduldsamkeit dieser Massen und dem frechen Pfaffentum ihrer Führer. Wer nicht Parteizwecke verfolgte, wer also nicht entweder als Arbeiter im Lohnkampfe stand oder als Parteistreber hier seine Möglichkeit fand, der konnte es in dieser ausschließlichsten, unsozialsten aller Parteien nicht aushalten. An das Volk, an ein Volk, an Lebensbedingung, Wert und Aufgabe eines Volkes schien in jenen Kreisen niemand zu denken. In andern freilich auch nicht viel mehr! ‚Volk' glich einer toten, ausgetrockneten, mit Luft gefüllten Schweinsblase, mit der die Wahlredner jeder Partei Lärm machten und aufeinander losschlugen, die man aber außer an solchen Tagen der Narretei nicht benutzt. Es gab anscheinend nur noch Erwerbsgruppen, die einander die Butter, ja sogar das Brot mißgönnten; aber nicht einmal in diesen Erwerbsgruppen hielt man zusammen, sondern außerhalb und unbeschadet des Geschäfts diente der eine einem weiberkleidertragenden Italiener in Rom, der zweite einem Juden in London, der dritte und vierte, aber auf Widerruf, deutschen Parteihäuptlingen, fast keiner dachte daran, daß sein leibliches und geistiges Wohl, ja sein Dasein überhaupt vom Wohl und Wehe des deutschen Volkes in der Welt abhing, daß sein Leben mit all seiner Erwerbs- und Meinungshitze eines Tages gar nicht gewesen war, wenn der einzelne nicht durch großgesinntes Mitwirken dafür mitsorgte, daß das Volk lebendig und stark genug blieb, einen Goethe, Beethoven, Bismarck hervorzubringen" (Riesenspielzeug, S. 12/13).

Strauß betrachtet die Literatur seiner Zeit. Auch hier findet er nur Worte der Kritik. Und über die Kritik hinaus kommt er wieder zu dem Schluß, daß es unbedingt nötig sei, nötiger als sonst irgend etwas, an der gesunden Entwicklung des deutschen Volkes mitzuarbeiten: „Sudermann — Hauptmann — Halbe — Holz und Schlaf. ‚Die neue Literatur' murmelte er im Weitergehen, ‚lauter Leute aus dem Osten, — seltsam!' Das neue Blut in der Literatur — was bringt es? — einen neuen Herzschlag? — ‚Vor Sonnenaufgang' ließ fast daran glauben, schlug wenigstens das Thema der Gestaltung einer Willenswelt an; man konnte hoffen, das nächste Mal werde sie aufgehen. Aber es blieb dabei. Was ist's bis jetzt? Mikroskopie der Verfallsschichten. Ich soll mich für Madame Selickes Kaffeesatz interessieren, während schon das Stadtviertel brennt; ich soll

mich darüber empören, daß ein nichtsnutziger Bengel des Vorderhauses ein nichtsnutziges Mädel des Hinterhauses verführt, während der Fürst des letzten halben Jahrhunderts, der Schöpfer und Träger des Reiches, der bauende König von den Kärrnern in die Verbannung getrieben ist. Man ist kurzsichtig sentimental und nennt es soziale Gerechtigkeit. War es nicht richtiger,... nachdem man ein bißchen denken und Zusammenhänge erkennen gelernt hatte, nun die Klauen in die Erde zu setzen, ja, im Lande festzuwachsen als ein Stück Lebenswillen des Volkes?"... Sie „träumten und fabelten schon lange von einer Niederlassung geweckter Leute mitten im Lande, von körperlicher Arbeit, einfachem Leben, gemeinsamem Studium der Dinge, von der Bildung eines überpersönlichen und unparteilichen, eines volkspersönlichen Gestaltungswillens, von der Wirkung auf die Umgebung und dadurch Mitwirkung am großen Schicksal. Wozu waren all die Warner und Mahner, Fichte, Lagarde, Dühring, Treitschke, der Rembrandtdeutsche? Sollten sie nur Literatur sein?" (Riesenspielzeug, S. 32/3).

Häßlich sind die Zustände, die Strauß bei genauer Betrachtung im eigenen Volke antrifft. Doch „Gott hat uns in ein unvollkommenes Zeitalter hereingestellt, wir dürfen uns nicht wehleidig abseits halten, wir müssen ihr dienen, daß sie sich vervollkommene" (Riesenspielzeug, S. 307). Mögen die Zustände auch noch so schlimm sein, „wir müssen tätig hindurch, vorwärts uns durchschlagen, und wenn es das Leben kostet" (Riesenspielzeug, S. 403). Von neuem erhebt Strauß seine Forderungen: Einigkeit des Volkes, Mitarbeit und Sorge für die leibliche Existenz, damit seelische Leistungen hervorgebracht werden können. Denn nicht auf den Leib, sondern auf die Seele kommt es zuletzt an. Wie der Wert und die Größe des einzelnen Menschen nach den Taten und Werken bestimmt wird, die er durch seine Seelenkraft vollbringt, so wird der Wert und die Größe eines Volkes an den Menschen gemessen, welche seelische und kulturelle Werte schufen: Wir haben „die seelische Höhe unserer Münster, Dürers, Bachs, Beethovens erreicht", sagt Strauß im „Riesenspielzeug" (S. 391). Und ebenda widerlegt er die irrige, kulturfeindliche und volkszersetzende Ansicht, daß es ausreiche, allein für das leibliche Wohl und die körperliche Zufriedenheit des Volkes zu sorgen: „Wenn der Pharao in Ägypten für das Glück und die Zufriedenheit seiner Untertanen gesorgt hätte, wäre er dadurch doch größer als durch seine Pyramiden. — vorausgesetzt, daß auch Pyramiden und Tempel nicht fehlten, d. h. vorausgesetzt, daß der Pharao

dem Glück der Menge nicht das Glück der Schaffenden opferte; denn das Glück des Tempelbauers, des armen Mozart und Beethoven, des anspruchslosen Kant ist ein höheres" (S. 393). Wer kulturelle, seelische Werte schafft, leistet für sein Volk das Höchste; zum Beispiel: „Goethe, der ein schöner, geistvoller, reicher Junge ist und das bequemste, genußreichste Leben haben könnte, aber das arbeitsamste wählte, die gewaltigste Arbeit für Volk und Menschheit und aus der Pflicht dieser Arbeit, die doch nur er fühlt und kennt, nicht einen Tag weicht" (Riesenspielzeug, S. 393). Nicht in Neid, Haß und Zank soll darum der einzelne sich verstricken, sondern seine Seele soll er ausbauen und mitsorgen, daß die Volksseele in ihrer Gesamtheit vollendet werde. Nicht vergänglicher Dinge wegen soll er hadern, sondern die Aufgabe soll er erfüllen, die ihm das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis, das wunderbare Ineinander von Einzel- und Volksseele stellt. Im „Skorpion" schildert Strauß das natürliche Verhältnis zwischen Mensch und Volk; die Schilderung dieses Verhältnisses ist zugleich auch eine Forderung: „Wie der einzelne, auch heute in seelenschwacher Zeit noch, zunächst und zuhöchst seine eigene Seele auszubauen und zu vollenden, dann aber auch die Umgebung, soweit er wollen und wirken könne, entsprechend zu ordnen und zu gestalten suche, so müsse die Gesamtseele des Volkes, die ja ebenso einzig und verpflichtet sei wie die Einzelseele, sich ausbilden und sich Ausdruck schaffen, und solange sie jung und stark sei, treibe sie je nachdem in jedem einzelnen, daß er nicht anders als in ihrem Sinne und zu ihrem Ziele hin arbeiten könne ..." (S. 294).

Der Verpflichtung des einzelnen Menschen, am Aufbau seines Volkes mitzuarbeiten, sofern er ein wirkliches Glied der Gemeinschaft sein will, entspricht die Verpflichtung, für den Bestand seines Volkes auch zu kämpfen, und wenn es anders nicht mehr geht, mit der Waffe in der Hand im Krieg: „Wir müssen mit den Hilfsmitteln unserer Zeit arbeiten", sagt Emil Strauß; „der Krieg ist gewiß kein sehr hochstehendes, aber wir haben noch kein besseres. Als es noch keine Flinten gab, schlug man sich mit Keulen" (Riesenspielzeug, S. 307). Solange es Leben gibt, gibt es Kampf. Solange es Menschen gibt, gibt es Auseinandersetzungen feindlicher Art. Solange es Völker gibt, gibt es Kriege. Und „solange es Kriege gibt, müssen sie geführt werden! Und je besser sie geführt werden, um so besser für Volk und Land!" Deshalb verlangt Strauß ein gutausgebildetes, gutgerüstetes und gutgeführtes stehendes Heer und

wendet sich scharf gegen die pazifistische Auffassung, Kriege könnten durch Abschaffung der Heere und durch passives Verhalten dem Angreifer gegenüber vermieden werden. Auf die Frage: „Was wollen sie" — die Franzosen — „denn machen, wenn kein Heer da ist, mit dem sie sich schlagen können?!" läßt er antworten: „Sie schlagen die Bevölkerung! Erinnern Sie sich an die Orleansschen Kriege vor 200 Jahren, da sind Ihre Urgroßeltern, wenn sie zwischen Offenburg und Mannheim gewohnt haben, drei- und viermal von den Franzosen überfallen, bis auf die Haut ausgeraubt und in die Wälder getrieben worden, weil auf unserer Seite keine genügende Heeresmacht da war, und immer wieder die Pfalz und das Rheintal dem Schicksal überlassen werden mußten. Hätten wir ein einheitlich geführtes Heer und eine starke Regierung gehabt, dann wäre wie anno siebzig kein Franzose an den Rhein gekommen, unsere Städte wären nicht drei-, viermal verbrannt worden und der Kohlerkarle von Waldulm hätte seinen Waldulmer selbst trinken oder gut verkaufen können" (Riesenspielzeug, S. 318). Einsatzbereit muß der Mensch sein; er muß bereit sein, ebenso wie für seine eigene, auch für die Ehre und Freiheit und für den Bestand seines Volkes sein Leben zu lassen: „Blut ist ein köstlicher, heiliger Saft, wenn es Ehre und Freiheit und Kampf dafür heißt; — wenn das Blut aber nur seinem Behagen nachrinnt, wenn es nur in Gier brennt, wenn es Ehre und Stolz gegen ein Huhn im Topf und einen Becher Wein aufgibt, dann ist dieses Blut nur eine Jauche, kaum gut genug, den Acker zu düngen" (Vaterland, I. A., S. 15/16). Wird das Blut aber für Ehre und Freiheit vergossen, dann „düngt" es „den Mut, die Ehre, den Glauben an den guten Kampf, die Begeisterung für den guten Kampf, den Trieb und Schwung über sich selbst hinaus, die Gewißheit des Sieges; denn wer daliegt und den Kampf für das Gute mit seinem letzten Blutstropfen durchgehalten hat, der hat den Sieg —"; und „nie ist einer unterlegen, der für die gute Sache starb!" (Vaterland, 1. A., S. 16).

e) Ethos.

„Dem Schicksal ist es gänzlich gleichgültig, ob ich gedeihe oder verkomme; nachdem es mir Verstand und Willenskraft gegeben hat, seiner Gleichgültigkeit zu trotzen, hat es genug für mich getan" (Riesenspielzeug, S. 244). Hart klingen diese Worte, und sie sind hart. Strauß sieht das Leben, wie es ist. Was leben will, muß kämpfen; „aber jeder Kampf der Menschen

ist ein sittlicher, d. h. er wird erst menschlich, wenn er sittlich geführt wird" (Riesenspielzeug, S. 641). Damit hebt Strauß den Kampf der Menschen über die Sphäre hinaus, in der die Kämpfe der übrigen Naturwesen ausgetragen werden. Nicht an irgend einem Platz oder um irgend eine Stellung im Leben soll der Mensch kämpfen: „Eines Tages muß einem aufgehen, wozu man taugt oder wozu man reicht, und muß sich auf sich zurückziehen" (Gartenäre, S. 123). Sondern dort soll der Mensch seinen Mann stehen, wo er von Gott seinen Anlagen nach hingestellt wurde.

Der Lebenskampf, der sittlich geführte Lebenskampf, erfordert nach Strauß zweierlei vom Menschen; einmal eine gesunde und kräftige Natur, die imstande ist, Püffe und Stöße jeglicher Art auszuhalten, denn „zum Leben gehört halt alles, ob unsere zarten Nerven es vertragen oder nicht. Ethik ist keine Empfindelei" (Riesenspielzeug, S. 163). Das zweite, was vom Menschen verlangt wird, ist, daß er in Seele, Herz und Willen lauter und fest sei: „Dummheiten —? Es gibt halt zweierlei Dummheiten: da (an die Stirn tippend) darfst du schon einmal Dummheiten machen, die vernarben wieder; aber da (auf die Brust klopfend), da darf keine Dummheit herauskommen; denn die macht dich zum Schurken" (Vaterland, 2. A., S. 57).

Emil Strauß kennt das Leben und die Menschen, und er weiß: „Der größere Teil der Menschheit ist dienender Art und hat einen Herrn nötig." Er weiß aber auch, daß nicht jeder ein Herr ist, dem Macht über andere Menschen verliehen wurde. „Wer den dienenden Mitmenschen ausnützt, ist kein Herr; Profitlichkeit, Übervorteilung ist dem Herrn fremd." Und er zeichnet das Bild eines wirklichen Herren und stellt es als Vorbild und ethische Forderung auf: „Der wirkliche Herr wird das ihm zugeborene Übermaß von Geist und Willenskraft als großen Vorzug, als Gnade empfinden und die Fürsorge für die Dienenden, die über dessen Kräfte geht, als Schuld oder Ehrenpflicht leisten" (Riesenspielzeug, S. 455).

Im „Gartenäre" faßt Emil Strauß in wenigen Sätzen zusammen, worin die eigentliche Aufgabe der Menschen und Völker besteht und was ihren alles überdauernden Wert ausmacht. Die Auffassung, die der Dichter hier ausspricht, zeugt von dem tiefen Ernst und von der Reinheit und ethischen Schönheit seiner Anschauung vom menschlichen Leben: „Wer die sittliche Aufgabe und Arbeit verneint, der verneint den

Menschen; wie der Adler sein Leben nicht erhalten kann, wenn er die Flügel ablegt, wie die Spinne nicht, wenn sie keine Netze spinnt, so der Mensch nicht, wenn er nicht Sittlichkeit schafft. Drum ist sie überall: kümmerlich bei kümmerlichen Völkern, friedlich, bequem, idyllisch bei schwunglosen Völkern; bei leidenschaftlichen, kühnen, erobernden Völkern ist sie der reinste, feinste, alles überduftende Duft ihrer Blüte, das alles überströmende Wunderlicht ihres Feuers, die lösende und einende Musik des Kampfes selbst, — des erbarmungslosesten Kampfes!" (S. 105).

Um die Besonderheit und das hohe Ethos der Straußschen Weltanschauung ganz deutlich sichtbar zu machen, will ich sie abschließend noch einmal knapp umreißen. Strauß geht es um den Einzelmenschen, um das Individuum, das sich allein Weg und Ziel, Aufstieg oder Fall, Vollendung oder Untergang ist. Trotzdem ist die Straußsche Weltanschauung nicht liberalistisch. Denn Strauß setzt den einzelnen Menschen niemals absolut, betrachtet ihn niemals losgelöst von Gesellschaft und Staat, besser, vom Volk, sondern sieht ihn stets als Glied des Volkes, für dessen Wohl und Wehe er mitverantwortlich ist (vgl. I d). Ebensowenig ist die Straußsche Weltanschauung materialistisch; denn Strauß geht es nicht um die äußere Entfaltung des Menschen und um äußeren Erfolg, sondern um die Seele (vgl. Ia und Ib), da ja die Größe des einzelnen und der Gesamtheit nicht nach ihren materiellen Leistungen zu bemessen ist, sondern nach den seelischen Werten, die sie schufen (vgl. I a, I b, I d). Um den Einzelmenschen und um das Volk geht es Emil Strauß. Damit aber der einzelne seine Bestimmung erfüllen und der Gesamtheit wirklich nützen und wertvolle Dienste leisten kann, muß er zunächst sein eigenes Wesen erkennen, entfalten und ausbauen. Dies verlangt Gott von ihm, der im Menschen auf diese Weise gestaltet und geformt sein will (vgl. I c). Da Strauß nicht an einen persönlichen Gott, sondern an einen Allwillen glaubt, der in jedem Menschen und in jedem Volk anders geformt sein will (vgl. I c und I d), da er das dogmatische Christentum und jede von außen her geoffenbarte Religion ablehnt und in der Gestalt Christi nicht die fleischgewordene dritte Person der göttlichen Dreieinigkeit, sondern einen der wenigen Menschen sieht, die sich im Leben vollendeten und dadurch in Gott eingingen, Gott wurden (vgl. I c), stellt er sich außerhalb des Christentums. Da er aber keineswegs eine göttliche Macht leugnet, sondern Gott als Allwesen betrachtet, das zu seiner Gestaltung und Vollendung des

Menschen bedarf, erweist sich seine Gottesauffassung als verwandt mit derjenigen der deutschen Mystik, und da er das Gebot des sittlichen Handelns als inneres Gebot Gottes in den Menschen hineingelegt sieht, reiht er sich als Glied in die Kette des deutschen Idealismus ein. Freilich müßte sein kategorischer Imperativ anders lauten als der Kantsche, nämlich umgekehrt: Du sollst, denn du kannst! Denn das Pindarsche: „Werde, der du bist!" verlangt nichts anderes, als daß der Mensch das leiste und schaffe, wozu er seinem Können, seinen Kräften nach imstande ist. Durch zwei Hauptkräfte ist nach Strauß das Streben und Wirken der einzelnen Menschen bestimmt, durch Gott und Volk. Ohne den göttlichen Trieb in sich und ohne sein Volk ist und vermag der einzelne Mensch nichts; nur in den einzelnen Menschen und nur durch sie können Gott und Volk gestaltet und vollendet werden (vgl. I c und I d). Die Selbstvollendung des einzelnen Menschen ist mithin nötig, damit der Mensch sein eigenes Wesen erfülle, gleichzeitig aber auch zur Vollendung Gottes und des Volkes sein Teil beitrage, und sie erhält dadurch ihren hohen sittlichen Wert, daß der Mensch weder wegen Aussicht auf Belohnung noch aus Furcht vor Strafe daran arbeitet und darauf hinzielt, sondern weil er Vollkommenes schaffen und einfach um ihrer selbst willen die Forderungen erfüllen möchte, die Gott und Volk an ihn stellen. Wollte man die Weltanschauung von Emil Strauß mit einem Namen benennen, müßte man ungefähr so sagen: Die Straußsche Weltanschauung ist ein ethisch-völkischer Individualismus.

„Die seelische Schönheit genügt nicht, sie kann nicht in jedem Augenblick wirken und erkannt werden, wir brauchen die von seelischer Schönheit erfüllte, vollendete Leibesschönheit und ihre unausgesetzt wirkende Kraft." (Riesenspielzeug, S. 37.)

II. Form

Von der Form des Straußschen Kunstwerkes sprechen, heißt, von den Straußschen Menschen sprechen und von den Ereignissen, in deren Kreis sie gezogen, von denen sie vorwärtsgetrieben oder zurückgeworfen werden, heißt, ihren Lebensweg und den damit eng verbundenen Aufbau der Werke betrachten, heißt, von der Art sprechen, wie Strauß Menschen und Ereignisse, Natur und Landschaft schildert, und Bild und Wort betrachten, deren er sich zur Gestaltung und Schilderung bedient.

a) Menschen.

In die Lehre des Lebens zu gehen, sich darin zu erproben und zu vollenden, das Leben als Kampf zu bestehen, erhob Strauß, wie wir im ersten Teil dieser Arbeit sahen, als sinnvolle Forderung des Lebens an die Menschen. Und hierdurch unterscheiden sich die Menschen voneinander, die Emil Strauß geschaffen hat, je nachdem, ob sie die Forderung und damit ihr Wesen erfüllten oder nicht.

1. Vom Leben Gestaltete.

Professor Bornhäuser in der Geschichte „Auswanderer", der uneheliche Sohn einer armen Waschfrau, ein schwacher Mensch, handelte stets nur nach dem Willen und Wunsch anderer. Auf Wunsch seiner Mutter, von einem Pietistenkreis geldlich unterstützt, besuchte er eine höhere Privatschule, wo er, „verschüchtert, ängstlich, an keine Ansprache gewöhnt, aller Kinderspiele unkundig . . . links liegen" (S. 80) blieb und sich unglücklich fühlte. Auf Wunsch seiner Mutter studierte er Theologie; das Geld hierzu verdiente er sich durch Privatstunden. Da er keinen Menschen hatte, mit dem er verkehrte, und seine Mutter älter wurde und kränkelte, gab es für ihn nichts außer „Geld verdienen und Studieren" (S. 91). Sein „einziger Luxus bestand darin, daß" er „neben der Theologie auch

Philologie studierte und auch darin Examen machte. Das war wohl die einzige eigene Wahl, die zu" seinem „Verhängnis beitrug" (ebenda). Er wurde Lehrer an einem Lyzeum, auf Wunsch seiner Mutter heiratete er eine „Kirchenrats- und Schulratstochter", durch Vermittlung seines Schwiegervaters wurde er Rektor am Lyzeum. Die Ehe mit seiner Frau verlief unglücklich, seine Mutter starb, seine Kinder wurden ihm vorenthalten, er fühlte sich einsam und verlassen, eingeengt und unfrei wie bisher nie in seinem Leben, das doch traurig und freudlos genug gewesen. Er wollte irgend etwas tun, um frei zu werden, um Rache zu nehmen an seiner Frau und ihrer Sippe, und — verführte seine „liebste Schülerin, ein feingeartetes, lebendiges Mädchen" (S. 114), das er nun gern geheiratet hätte, das ihn aber nicht wollte. Um den Gerichten zu entgehen, floh er nach Brasilien, wo er die Kinder deutscher Ansiedler unterrichtet. Dort sagt er später einmal zu einem Besucher, dem er sein Leben und dies Geschehnis erzählt, das er nicht vergessen und überwinden kann: „Nein! ich möchte es . . . nicht ungeschehen wissen!" (S. 125). Er hält für Tat und Sieg, was seine letzte große entscheidende Niederlage war.

Der Erzähler seiner Lebensgeschichte im „Prinz Wieduwitt" lebte in Brasilien, wo er Christel, ein zartes und unschuldiges Menschenkind, „eine kleine Prinzessin", kennen und lieben lernte. Aus unbegründeter seelischer Scheu verabsäumte er, bei den Eltern um des Mädchens Hand anzuhalten, und ein Neger, ein reicher und geriebener Geschäftsmann, heiratete es ihm vor der Nase weg. Noch in der Hochzeitsnacht floh Christel aus dem Haus des Negers, angeekelt und in ihrer seelischen Reinheit beschmutzt von der lüsternen Gier eines Menschentieres. Und der Erzähler, der sie dem Neger kampflos überlassen hatte, sucht sie nun landauf, landab. „Ist mir das Beste nicht geblieben?" (S. 183) beendet er seinen Lebensbericht. Die Sehnsucht ist ihm geblieben, und eine schwache Hoffnung, das Mädchen doch noch zu finden. Er hätte handeln sollen, dann wäre sein Leben erfüllt.

Baptist in der Geschichte gleichen Namens merkte vor lauter Insichselbstversunkenheit nicht, daß ein Mädchen ihn liebe, und fühlte nicht, daß die Liebe ihn selbst erfaßt habe. Auch nach Jahren, da er das Mädchen als junge Mutter wiederfand, kam er nicht zur Einsicht, wozu ihn manch augenfälliges Zeichen hätte führen müssen, daß er nämlich sein Leben ungelebt und unbeachtet hatte vorüberziehen lassen. Erst unangenehme Ereignisse und bittere Erfahrungen zeigten ihm, was

er aus eigner Schuld nicht hatte gewinnen können; doch diese Erkenntnis kam zum Handeln zu spät. Auf einem Bahnhof, wo sie beide auf den Anschlußzug warteten, traf er die Frau noch einmal wieder, und hier gestanden sie sich, was sie sich beizeiten hätten gestehen müssen; sie klagten nicht, sie sagten sich nur, was sie sich diesmal nicht verschweigen konnten, dann gingen sie wieder auseinander und schleppten weiter, was sie selbst sich aufgeladen, zwei tapfere Menschen, fertig, doch nicht vollendet.

Im „Skorpion" muß der Mann für sein Nichthandeln sterben; die Frau, die ihn ermordet, verfällt dem Wahnsinn. Der Architekt Gerard hatte für sich ausgemacht, „daß die Lust nur einen Zugang habe durch die Seele" (S. 207), sehnte sich darum nach der Liebe eines keuschen Weibes und wünschte nichts inniger, „als vom Wert einer Frau, vom Schwung verdoppelter Kraft . . . übermannt zu werden" (S. 211). Er lernte diese Frau auch kennen und lieben, ein vortreffliches Weib, das ihn ebenfalls liebte und ihm unverhohlene Anzeichen ihrer Liebe schenkte. Doch er hatte früher schon manches erfahren und war vorsichtig geworden aus Angst, noch einmal eine Enttäuschung erleben zu müssen, hatte jegliche Sicherheit verloren und sein feines, unbeirrbares Empfinden eingebüßt; er wußte die Zeichen nicht zu deuten, vielleicht hatte er auch nicht den Mut dazu. Wie ein unachtsames Kind, seines Tuns und der Gefährlichkeit seines Unterfangens sich nicht bewußt, spielte er mit ihrer beider Liebe und beschwor so das Verhängnis herauf, an dem sie beide zugrunde gingen. Im Tode erkennt er, daß Ungewißheit, Zweifel und Schwäche, Mißtrauen gegen sich selbst und andere und unmännliche Unentschlossenheit sein Blut und seine Seele verseucht hatten; durch diese Erkenntnis, durch ihr Hinnehmen und Bejahen und durch die Einsicht in die Erfüllung seines berechtigten Begehrens wird seine Seele des Giftes wieder entledigt und rein, wird er, sterbend, mit sich selbst einig, eins und erlöst.

Bestand im „Prinz Wieduwitt", im „Baptist" und im „Skorpion" die Schuld in einer Unterlassung, so besteht sie im „Befund", wie in den „Auswanderern", im verkehrten Tun. Der alte Geheimrat stellt fest, daß er in dem entscheidenden Augenblick seines Lebens innerlich versagte, wo ihm äußerlich der Erfolg zufiel. Eben hatte er durch das Erlebnis mit einem Mädchen eine ernsthafte Belehrung erfahren, der nächste Augenblick, „die nächste derbe Gelegenheit" (S. 188) läßt ihn diese Lehre

wieder vergessen und seine Hände nach Früchten ausstrecken, die ihm wohl zulachten, aber unreif waren und ihn nichts angingen. Der Geheimrat bekennt, daß sein äußerlich erfolgreiches und schönes Leben im tieferen Sinne fruchtlos verlief, weil er seinen wertvollen inneren Menschen verkümmern ließ. Auch er ist fertig, aber nicht vollendet.

Was außer der Seele hat Bestand? Was gilt es, wo auf Erden man ruht, wenn man in sich selbst eine Ruhestätte ausgebaut hat, in die man eingehen kann? Die beiden Menschen im „Grab zu Heidelberg", die im Ausland lebten, aber in ihrer Heimat beerdigt sein wollten, hätten sich daheim kein Grab zu kaufen brauchen, um es mit aller Liebe zu pflegen und zu hegen, denn am Ende starben sie unbekannt in fremdem Land. — Der Erzähler der Geschichte „Liebe" wollte ein Abenteuer erleben wie andere Erwachsene auch und mußte sich von einer Dirne belehren lassen, daß Liebe etwas anderes sei, als ein niedriges und gemeines Abenteuer, und daß dem Menschen die seelische Reinheit und Kindlichkeit als höchstes Gut mit ins Leben gegeben wurde, das er nicht einfach wegwerfen darf. — — Der Erzähler der Novelle „Der Laufen", „ein zu dummer und leichter Gesell für ernsthafte Leute!" (S. 35) küßte in verantwortungslosem Spiel seine einstige Jugendgespielin, die Braut seines Freundes, und betrog damit seinen Freund. Durch die Tat seines Freundes reifte er zum Manne, der weiß, daß die Haupttugend des Mannes ist, für das einzustehen, was er tat, und nichts zu tun, für das er nicht einstehen könnte.

„Ein unversucht Kind ist vor den Menschen wie ein Rind", gab Strauß seinem „Engelwirt" als Geleitspruch mit. Der Engelwirt wurde versucht und fiel, weil er den Lauf des Schicksals in eine andere Bahn zwingen wollte. Er glaubte, das Geschick tue ihm unrecht, daß es der Ehe mit seiner Frau einen Erben versagte, und glaubte, er könne dem Schicksal ein Schnippchen schlagen und handle billig, wenn er anders für einen gesunden Erben sorge; darum zeugte er mit seiner Magd ein Kind. „Das mußte einen Weltsbuben geben!" (S. 24) dachte er. Seine Tat kam ihm aber allmählich nicht geheuer vor, und als das Kind zur Welt kam, befiel ihn Angst, er könnte wieder um seine Erwartung betrogen sein. „Wo ist der —, — wo — ist der — es, wo ist,s?" (S. 33), fragte er stotternd. Das Kind war ein Mädchen, der Engelwirt fühlte sich zum zweiten Mal genarrt. Als ihn nun schadenfrohe Bauern und andere, die er früher durch sein protziges Verhalten herausgefordert hatte,

mit Recht seines Mißgeschicks wegen verhöhnten, versteifte er sich in Trotz und Wut, statt in sich zu gehen, kehrte seiner Frau und der Heimat den Rücken und wanderte mit Agathe, der Magd, nach Brasilien aus. Dort traf ihn sogleich wieder ein Schlag, auf plumpe Weise ließ er sich um den größten Teil seines Geldes bringen. Da dachte er zum ersten Mal über sein Leben und über die Ursache seines stets größer werdenden Unglücks nach, und Schrecken befiel ihn bei der Erkenntnis, er habe all sein Unglück durch Auflehnung gegen das Schicksal, durch seine Torheiten selbst verschuldet; er wollte sich bessern. Aber das Maß seines Unglücks war noch nicht voll, Agathe starb ihm am Fieber dahin. Warum? „Ja, der Herrgott droben ist nicht mit ein paar tausend Märklein zufrieden: Der will Herzblut" (S. 129). Nun stand der Engelwirt allein mit dem hilflosen Kind in der fremden Welt. Das Kind, — war das Kind nicht an all seinem Elend schuld? Es, das er „nicht gerufen und nicht gewollt hatte" (S. 129), weil es ein Mädchen war, es „hatte ihn von Torheit zu Torheit getrieben, von Unglück zu Unglück, es war schuld, daß Agathe nun drüben in der Grube lag, es hing jetzt auf seiner Schulter, wollte durchs Wasser getragen sein, wurde bei jedem Schritte schwerer und würde ihn gewiß hinunterdrücken in den Strom, in dem er ertrinken müßte! . . . Wenn er es weggäbe, das Kind? . . . Aber das wäre ja wieder Sünde und Schande! Und er wollte sich doch nicht mehr versündigen! Wollte nicht mehr gegen die Schickung aufbegehren, nicht mehr gegen den Herrgott den Kopf aufsetzen wollen!" (S. 129). Zum letzten Male bäumte der Engelwirt sich gegen das Schicksal auf, indem er das Kind zum Sündenbock machen wollte. Er sah aber ein, das ginge nicht an, er allein trug schon die ganze Schuld. Was aber sollte er mit dem Kinde anfangen? Es würde ihm lästig werden, wenn er etwas unternehmen und zuwege bringen wollte. Wie er auch überlegte, es kam ihm kein besserer Gedanke, als „daß er es heimbringen müßte, und wenn er nach Hause Spießruten laufen und im Engel als Knecht dienen müßte!" (S. 131). Und er nahm das Kind, „das er allein besorgte und nicht aus den Händen gab" (S. 137), und kehrte reuig und ein anderer Mensch, als der er gegangen war, zu seiner Frau zurück. „Nicht mehr und nicht weniger, als der antike Gedanke der Hybris, zu Ende und in die Tiefe gedacht von einem aus seinem Geleis geworfenen Bauern" (Hofm., S. 795) ist die Geschichte vom Engelwirt. Das Leben versuchte den Bauern, zwang ihn in seine Schule und machte aus einem vermessenen Tölpel einen wackeren Menschen.

Wie der Engelwirt, lehnt auch der Freiherr von Tettingen im „Schleier" sich gegen das Schicksal auf. Sproß aus altem Adelsgeschlecht, Besitzer eines großen Gutes, glücklicher Gatte und Vater, unterhält er mit der jungen Gräfin Ittendorf ein Verhältnis, um zum zweiten Mal zu genießen, worauf er verzichten müßte, wollte er als Mann vor sich und seiner Frau bestehen. „Es ist die Jugend, die der Freiherr von Tettingen festhalten will" (Endres, S. 54), die er aber nicht zurückhalten darf und nicht zurückhalten kann, da sie „längst . . . langsam hinter ihm zurückgeblieben war" (S. 67). Die Baronin, die ihrem Gatten ihr Wissen um sein Verhältnis auf unendlich feine Art zu verstehen gibt, läßt ihn seine Verfehlung und Schuld erkennen. Durch die verzeihende Liebe seiner Gattin wird der Baron aus einem Knaben und naschhaften, glücksgierigen Kind zum gereiften Mann, „der seinen Besitz schätzen und sein Ziel erkennen kann" (S. 89), das Ziel nämlich, mit seiner Frau Freude und Leid, auch das schwerste, gemeinsam zu tragen.

„Freund Hein", welchem Romann Emil Strauß den Spruch voraussetzte: „Qui tibi prodest, dulciter aliis canere, si te ipse non audis?" (Petrarca) ist, wie Hofmiller und Endres mit besonderem Nachdruck betonen, kein Schülerroman im üblichen Sinn, sondern die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der seinen inneren Ruf nicht vernahm oder, richtiger, ihn mit dem Leben nicht in Einklang zu bringen vermochte, der nicht wußte, welch kostbares Gefäß er war, und vom Leben getötet wurde, weil es ihm an der jedem Menschen erforderlichen „Robustheit" ermangelte, um alles Hinderliche und Hemmende abstreifen, wegwerfen und den Beruf ergreifen zu können, für den er durch die Natur, von Gott selbst ausersehen war. Als er noch ein kleiner Junge war, gab es für ihn schon nichts Schöneres, als Tönen und Melodien zu lauschen. Früh regte sich in ihm das Verlangen, selbst ein Instrument spielen zu dürfen. „Solange ihm Klavier und Geige versagt waren, fand er sein Vergnügen an der Groschenblechflöte, der Mundharmonika oder einem kunstlos zubereiteten Stück dürren Schilfrohrs" (S. 62). Als ihm sein Vater dann erlaubte, das Violinspiel zu erlernen, war er voll glückhaftem Eifer. Und „wie er dem lieblichen Geläute der Unken oder dem zarten, zwischen zwei Tönen in der Terz immerfort auf und ab summenden Harfenspiel eines Mückenschwarmes in erfüllter Wonne und Andacht lauschte, so ward ihm auch jede, schon die niedrigste Stufe des Geigenspieles ein befriedigender Genuß. Der einfache Ton, den er mit seinem Bogen der Geige entlocken konnte, war ihm ein

Wunder; ihn immer reiner, weicher und stärker fließen lassen zu können, war ihm ein Entzücken und Stolz, über dem ihn keine Ungeduld ankam, etwa auch bald eine Sonate spielen zu können" (S. 62/63). Da Heiner die unteren Klassen des Gymnasiums gar keine und die mittleren nur wenig Schwierigkeiten bereiteten, hatte er Zeit genug, seine Übungen im Violinspiel gründlich zu betreiben und noch das Klavierspiel zu lernen. Als aber die Mathematik, für die er keinen Sinn hatte, abstrakter und schwieriger wurde, als er täglich länger arbeiten, immer wieder mathematische Formeln pauken mußte, fand er kaum mehr Zeit zur Erholung beim Musizieren. Er wollte das Klassenziel unter allen Umständen erreichen, lernte, schuftete und rieb sich auf; doch alle Anstrengungen und schmerzlichen Entbehrungen waren umsonst, er fiel durch. Nun brach sich eine Fülle musikalischer Empfindungen, die er bislang wie einen Strom hatte dämmen und zurückstauen müssen, Bahn, und in den Ferien komponierte er ein kleines Opus, das er jedoch in seiner Bescheidenheit und Schamhaftigkeit niemand zu zeigen wagte; es sollte sein einziges Werk bleiben. Er wiederholte die Klasse und stieg nach einem Jahr in die nächsthöhere auf. Als es hier dieselbe Wendung mit ihm zu nehmen schien, wie in der vorherigen, für die er zwei unwiederbringliche Jahre seines Lebens hatte opfern müssen, bat er seinen Vater, ihn von der Schule zu nehmen, es sei unsinnig, seine besten Kräfte brachliegen zu lassen oder an unwichtige Dinge zu vergeuden, er käme mit seiner Musik schon durch die Welt. Indes, der Vater versagte dem Wunsch seines Sohnes die Zustimmung, und Heiner gehorchte. — Warum? — Er hatte keinen Maßstab, die Dinge nach Rang und Wert zu beurteilen, war zu zart, zu schwach und empfindsam, und der Ruf Gottes, sich von allem frei zu machen und Musiker zu werden, wurde übertönt von der feinen Stimme seines Gewissens, das ihn mahnte, gehorsam zu sein und zu versuchen, den Anforderungen, die man an ihn stellte, gerecht zu werden. Er konnte sein Leben nicht selbst in die Hand nehmen, darum wurde es ihm zu einem einzigen Martyrium. Als es ihm in der Schule immer schlechter erging und sein Vater im Glauben, die Musik trage hieran die Schuld, Heiner verbot, vor erfolgter Versetzung noch einmal ein Instrument zu berühren, bäumte er sich verzweifelt dagegen auf: „Ohne Musik kann ich nicht sein, das sag ich frei . . . es ist mir gerade, als sollte ich unter den Rezepienten der Luftpumpe sitzen! Ohne Luft kann ich nicht leben. — Ohne Musik? — Ohne Musik —?! setzte er noch klagend und kopfschüttelnd

hinzu" (S. 198). Trotzdem fügte er sich wieder und spielte weder Violine noch Klavier. Oben aber, in der Dachkammer seines väterlichen Hauses, fand er Kompositionen seines Großvaters, in denen las er nun, da er Musik brauchte wie Luft und Nahrung. Er arbeitete deswegen nicht weniger, im Gegenteil. Dennoch war all sein Bemühen umsonst, er fiel zum zweiten Mal durch. Zum letzten Mal bat Heiner seinen Vater, das Gymnasium verlassen zu dürfen, und sprach ihm davon, wie er die vergilbten Notenblätter gefunden und darin gelesen habe, weil er anders nicht hätte leben können. Der Vater aber verstand es nicht, hielt Heiner für unehrlich, glaubte, er sei von ihm böswillig hintergangen worden, und gestattete ihm nicht, frei über sich und sein Leben zu entscheiden. So ging Heiner in den Tod. Bevor er sich erschoß, sah er sich im Traum auf einer Waldwiese in einem großen Reigen nach seiner eigenen Musik tanzen. Er trat aus dem Reigen und schaute von außen zu. Von ihm kam die Musik. Nach seiner Musik schritten und wiegten sich die Menschen. Heiner war beglückt und hatte seine Freude daran. Aber dem im Traum erschauten Bild im Leben Wirklichkeit und Gestalt zu verleihen, war ihm nicht gegeben. Zwar besaß er Schöpferkraft, einmal hatte er ihre Pein und Süßigkeit verspürt, doch war er ein zu gebrechliches Gefäß für eine solche Kraft, war der Kraft, die von innen strömte, und den Schlägen, die von außen schlugen, nicht gewachsen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Los hinzunehmen und vor der Zeit dahin zurückzukehren, woher er gekommen war.

Die Gestalt des Paul Gärtner im „Gartenäre" ist insofern mit derjenigen Heiners zu vergleichen, als auch Paul Gärtner nicht seinem inneren Trieb und Ruf folgte, um den Beruf zu ergreifen, in dem er Höchstes hätte leisten können, sondern einem äußeren Gebot, dem Verlangen seiner Eltern gehorsam war, seine Sohnespflicht erfüllte und den geistlichen Beruf ergriff, an dessen Ausübung und treuer Erfüllung bis ins Letzte er sich wund rieb und zerbrach. — Er hätte Naturwissenschaftler werden sollen, nicht Theologe, „freilich ergeht es auch Emil Strauß, wie es schon manchem Dichter ergangen ist: die rührende und reine Gestalt löst sich im Lauf der Erzählung leise von dem Erzähler los und lebt ihr eigenes Leben; was ursprünglich als ein Opfer gedacht war, wächst Wort für Wort zur seligen Hingabe empor" (Endres, S. 54).

Zwei Frauengestalten müssen in diesem Abschnitt noch betrachtet werden, Schwester Euphemia in der ebenso betitel-

ten Novelle und Elfriede in dem Roman „Kreuzungen". Die Lebensgeschichte der Schwester Euphemia, die mit ihrem weltlichen Rufnamen Philippa hieß, beginnt am mittelalterlichen englischen Königshofe. Philippa fühlte schon als Kind in ihrem Herzen eine tiefe Liebe zu ihrem königlichen Bruder keimen, war aber nicht stark genug, der Liebe standzuhalten und sie zu überwinden. Um keine Ehe mit einem ungeliebten Manne eingehen zu müssen und, wie sie glaubte, ihrer eigenen Liebe zu entgehen, floh sie nach Deutschland, wurde Magd und schließlich Nonne, um in einsamem Büßerleben wirklich und für immer Vergessenheit und Ruhe vor der Welt und vor ihrer Liebe zu finden. „Doch als es nach einigen Jahren hieß, der Schwarze Prinz" — ihr Bruder — „habe sich mit der Maid von Kent vermählt, da jagte mit der Eifersucht die eingeschlafene Glut empor und schüttelte den armen kasteiten Leib mit allen Qualen und Anfechtungen verschmähten Lebens. Monatelang tobte das Blut in der verzweifelten Brust und, ob es in Strömen unter der Geißel von Rücken und Schulter floß, es ward nicht weniger und nicht kühler in den zuckenden Adern. Da erst ward ihre Liebe schuldig. Jetzt mußte sie erkennen, daß ihre Flucht, ihre tapfere Buße, ihre Ruhe und Rettung nur Täuschung, Selbstbetrug waren, daß die Träume, in denen sie nun brannte, jederzeit in ihrem Blute um Leben geworben hatten. Das brach sie vollends" (S. 89/90). Schwester Euphemia starb an ihrer Liebe und an der Erkenntnis ihrer Schuld, doch befreit von der Schuld, da sie dieselbe anerkannte. Wie der Architekt im „Skorpion", wird auch Schwester Euphemia im Tode mit sich selbst einig, eins und erlöst.

Elfriede in dem Roman „Kreuzungen" mit ihrem „auf sich selbst ruhenden Wesen, ihrer Glätte und Härte, die nichts Fremdes anzunehmen schien, ihrer Kühle, die jeden Gegensatz unbefangen konstatierte und bestehen ließ" (S. 171), Elfriede, die Frau ohne inneren Beruf, die überempfindsame und dekadente Ästhetin, — „was für einen Wert hatte sie, wenn auch nur für sich, in ihr Leben gepflanzt, an dem sie sich freuen und stärken könnte? Sie hatte ihr Leben gefristet, nicht durch befriedigende Arbeit, sondern in kaltem, engherzigem Kaufgeschäft ein paar Stunden gleichgültigen Tuns gegen das nötige Geld hingebend. Sie hatte ihre freie Zeit mit nicht alltäglichem Genuß erfüllt, aber auch hierin nur empfangend, von der Natur, von der Kunst Geschenke nehmend. Nie tätig, nie schenkend, nie verschwendend! Wie eitel, wesenlos" (S. 219) war sie. Den Lehrberuf hatte sie aufgegeben, weil er ihre ganzen

Kräfte beansprucht hätte, und war Kassiererin in einem Geschäft geworden. — Warum? — Sie sagt es selbst: „Sobald ich meiner Kasse den Rücken drehte, kümmerte sie mich mit all ihren Zahlen und Geldstücken nicht mehr, ich gehörte mir" (S. 50). Jetzt verwünschte sie den Tag, da sie Herman begegnete, durch den sie ihre Freiheit verlor und Mutter werden sollte. Als sie aber fühlt, daß Herman sich innerlich von ihr ab und einer andern zuwendet, vollzieht sich eine Wandlung mit ihr. „Bis dahin war ihr der Gedanke an ihre Mutterschaft verhaßt gewesen. Sie war sich als das Opfer einer Überrumpelung durch die geschmacklose Natur erschienen, machtlos, sich zu entziehen, und wäre Widerwille von tödlicher Kraft, so würde das Kind in ihrem Schoße nicht haben wachsen können, — jetzt in ihrer Empörung gegen die neue Lage ward auch dem Kinde sein mütterliches Recht. War es nicht durch Hermans Abkehr von Elfriede schon im Mutterschoße verwaist und verstoßen?!" (S. 195). Die Sorge um das Kind läßt Elfriede ihre sorgenden Gedanken an ihre eigene Person vergessen: „Nun galt es nicht mehr sie selbst, nun galt es das Kind!" (S. 196). Aber das Kind wird zu früh geboren und ist äußerst schwach, Elfriede kann es nicht nähren, das Kind stirbt. „Nun war es erloschen. Das einzige Wesen, dem sie sich unbedingt hätte hingeben können, war ihr genommen, und der kaum erschienene Weg in die Zukunft hinein erschien wie im Traumbild wieder verwischt. Aber nicht einen Augenblick war ihr mit dem Kinde auch die Zuversicht verschwunden" (S. 222). Das erwachte Pflichtgefühl und Sehnen nach gemeinnütziger Arbeit bleibt. Nun „suchte sie . . . einen harten, steilen Weg, der alle Seelen- und Geisteskräfte wecken und verzehren müßte! Sie brauchte ein Ziel, das die Richtung ihres Lebensweges dem Zufall enthob und ein für allemal bestimmte, eine Tätigkeit, die als das freie Spiel wesenseigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in sich begriff" (S. 222). Sie wird dieses Ziel und diese Tätigkeit kaum erreichen und erfüllen. Denn, sagt Herman, „im Grunde scheint sie wieder auf etwas zu spannen, was nicht im eigentlichen Zwecke ihrer Arbeit begriffen ist, etwa auf die Zyanen und Klatschrosen und den Goldschein des Kornfeldes statt auf die Frucht" (S. 260). „Nur ein Meister wie Emil Strauß — und er ist damals noch nicht vierzig Jahre alt gewesen — konnte eine Elfriede gestalten, ohne eine Karikatur aus ihr zu machen; eine Absage an die Frau, die nicht sein will, was sie sein müßte und hier auch sein könnte, an die Irrtümer der Frauenbewegung also, ist diese ‚Nora' dennoch" (Endres, S. 43/4.

2. Gestalter ihres Lebens.

Gestalter ihres Lebens im höchsten Sinne sind die Helden der drei Dramen „Don Pedro", „Hochzeit" und „Vaterland", doch verbietet mir der Rahmen dieser Arbeit, näher auf sie einzugehen. So beginne ich mit der Betrachtung einiger Frauengestalten. Die Engelwirtin, „eine Frau von schlankem, mädchenhaftem Wuchs", mit einem schmalen Gesicht, „gefaßt und mild, als sei es im Verzeihen geübt" (S. 14), fand sich in die Fügung des Schicksals, das ihr Kinder versagte, duldete das Verhältnis ihres Mannes mit der Magd, ohne ein Wort der Klage laut werden zu lassen, und schickte die Magd erst „im siebten, achten Monat" nach Haus, damit sie „nicht auch noch Hebamm spielen" (S. 17) müßte. Auf den zornigen Ausruf ihres Mannes: „den Bub will ich im Haus haben!" (S. 17 8) erwiderte sie nur „lächelnd" mit der Frage: „So? gibt's einen Buben?" (S. 18) und ging weiter an ihre Arbeit. Als die Zeit nahte, zu der das Kind auf die Welt kommen sollte, und der Engelwirt nach „Windeln und so Kinderzeug" (S. 26) suchte, schloß sie die Truhe, in der ihr Weißzeug lag, ab und sagte zu ihm, der verdutzt und trotzig dabei stand: „Das ist mein Weißzeug, die Kinderwäsche ist noch von mir, da hab ich dringesteckt, und davon kommt nicht Nagelsgroß dort hinaus. Merk dir's! ... Und laß dir's nicht einfallen! wenn du nur ein Sacktuch wegträgst von meiner Aussteuer, dann sind wir fertig!" (S. 27). Sein Vergehen wollte die Engelwirtin ihrem Manne nachsehen, an ihrem Eigentum aber sollte er sich nicht vergreifen. Als dann das Kind, allerdings ein Mädchen, kein Bub, geboren war und „die Frau am andern Tag durch teilnehmende Gäste das freudige Ereignis erfuhr, dachte sie in sich hineinlächelnd: Ah, darum ist er so still! ließ ihn aber gar nichts merken. Sie hoffte, durch diesen fühlbaren Nasenstüber müßte der Mann zur Vernunft kommen und das Verhältnis ein Ende finden" (S. 35). Als sie sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht und ihren Mann eine Dummheit nach der andern machen sah, als er sie gar im Stich ließ und auswanderte, verlor sie trotz allem nicht den Glauben an ihn und nahm ihn gegen Bösmäulige in Schutz: „Mancher mache seine Streiche früh, mancher spät", sagte sie, „und ihr Mann gehöre, schien es, zu diesen. Einstweilen habe sie noch ihren Glauben an ihn und Geduld genug, abzuwarten, ob ihm die Vernunft käme oder ob sie wirklich eine blinde Kuh gewesen sei, als sie ihn nahm; bis dahin bilde sie sich aber immer noch ein, nicht zu den Dümmsten zu gehören. Ohne Fehl sei keiner, sie selbst

auch nicht ... Übrigens werde sie allein fertig mit ihrer Wirtschaft wie mit ihren Sorgen!" (S. 142). Als dann der Engelwirt wirklich zurückkehrte und sie ihren starken Glauben gerechtfertigt sah, ertrug sie es nicht, den Mann, den sie liebte, vor sich auf den Knien liegen zu sehen, und „flüsterte dringend in qualvollem Ton: Nicht! Steh auf! Steh auf! und zog ihn am Arm empor: Dummes Zeug!" (S. 144). Sie ist so stark, ihren Mann durch kein Wort des Tadels oder Vorwurfs die Qualen und Schmerzen merken zu lassen, die sie um seinetwillen erlitten hatte, und zu stolz und zu groß, um ihn ihres endlichen Sieges wegen auch nur mit einer Gebärde zu demütigen.

Der Gestalt der Engelwirtin durchaus ebenbürtig ist die Gestalt der Baronin im „Schleier". Durch ihren unbedingten Glauben, ihre starke Liebe und seelische Größe hilft auch sie ihrem Mann, den rechten Weg, den er verfehlte, wiederzufinden und nicht mehr davon abzuweichen. Als sie gewahr wurde, daß ihr Mann sie mit einer anderen betrog, empörte sich ihr stolzes Herz vor „Zorn und Abscheu" über seinen „Verrat", sann sie darauf, wie sie es anfangen müßte, um ihn seines Betruges wegen zur Rede stellen zu können. Da sie keinen anderen Beweis seiner Untreue hatte als ein schimmerndes Frauenhaar, mußte sie ihn beim Zusammentreffen mit seiner Geliebten überraschen. Eines Dienstags nachts, da der Freiherr wieder draußen im Jagdschlößchen blieb, stand sie auf und eilte durch den dunklen Wald hinaus. Die Gartentür war nicht verschlossen, die Haustür war nicht verriegelt, sie ging durch die Halle, bis sie das Schlafzimmer erreichte. Da blieb sie stehen, „bebend und von ihrem Herzschlag durchdröhnt, entsetzt von ihrem Eindringen ... und starrte im hellen Mondlicht auf die zwei Menschen, die harmlos wie zwei Kinder schliefen: ... sie fühlte eine verwirrende, rührende Unschuld in dieser Heimlichkeit bei offenen Fenstern und Türen, und erschrak vor etwas Geheimnisvollem, Schicksalhaftem, das über ihre Begriffe hinging, sie ward sich plötzlich ihrer Reife und Mütterlichkeit gegenüber diesen beiden Kindern bewußt" ... und „war voll von einem großen, unheilbaren Schmerz und einer kleinen Scham. Sie mußte wieder fort. Aber sie ertrug es nicht, heimlich hier gewesen zu sein, und dachte auf ein Zeichen, sie nahm ihren weißen Schleier ab und breitete ihn, wo die Füße sich unter der dünnen Decke abzeichneten, über das Paar und steckte ihn mit den goldenen Nadeln hüben und drüben fest. ... Von ihrem Verluste ausgehöhlt und schwer, unfähig, ihre Verwirrung zu klären, zwang sie sich langsam heimwärts" (S. 82 ff.). Als ihr

Mann doch seine Schuld, brennend vor Scham, eingesteht und bekennt, „daß diese Schmach" sein „Blut gefärbt und" ihn „zum Mann gemacht hat" (S. 89), als er sie um ihrer „Liebe willen, die versunken ist, aber wieder steigen kann und steigen muß" (S. 89), bittet: „Vergibt mir!" weiß sie ihm nichts zu sagen — und darin offenbart sich erst ihre ganze Größe — außer: „Ich habe dir nichts zu vergeben, ich liebe dich" (S. 90).

Zwei andere prachtvolle Frauengestalten sind die Tante Ulrike in den „Kreuzungen" und Tante Lotte im „Spiegel". Tante Ulrike, diese „alte, scheinbar philiströse alte Frau ... besaß eine ruhige Freiheit des Denkens, ... die noch weiter reichte, indem sie sich keine Autorität anmaßte" (S. 254). Sie besaß aber auch eine reiche Lebenserfahrung und teilte gern davon mit, wenn man sie darum anging. Ihren Neffen Herman stutzte sie aufmunternd zurecht, als er ihr sein Verhältnis mit Elfriede erzählte und davon sprach, er habe ihretwegen seinen Beruf aufgegeben: „Ein rechter Kerl freut sich, wenn ihm was begegnet, das er ernst nehmen darf ...; ... wenn es sich ... darum handelt zu zeigen, daß du eigene Beine hast, auf eigene Weise zu laufen und zu stolpern, dann sei zufrieden und bedenke, daß alles handlicher wird, wenn du's anlachst" (S. 159). Hilfsbereit war sie: „Ertragen es die Finanzen?" (S. 158) fragte sie ihren Neffen — „Wärst du so gern von mir angepumpt?" (S. 174) fragte er später dagegen, als sie ihm zum zweitenmal ihre Hilfe anbot. — „Es käme mir nicht darauf an" (ebenda), erwiderte sie. — Schließlich besaß sie einen gütigen, stets auf Belehrung und Ermahnung bedachten Humor. Klara übersah einmal geflissentlich die Hand, die Tante Ulrike ihr zum Gruß bot. Darauf meinte Tante Ulrike: „Nun, wenn es Ihnen Ihren Adel kränkt, mir die Hand zu geben, so bitt ich um Verzeihung. — Herman, sag doch der jungen Dame, daß ein Räupchen am Kragen ihrer Bluse kriecht und gleich an ihrem Hals sein wird" (S. 274). ... Tante Lotte, „immer im schwarzen Gürtelkleid mit faltigem Rock, obschon die Tracht der Zeit weit davon abgewichen war" (Spiegel, S, 24), ist ebenso welterfahren, lebensklug und gütig wie Tante Ulrike, ihr inneres, seelisches Leben ist vielleicht noch reicher als das der anderen. „Ich habe kein Glück gehabt in meinem Leben", sagt sie zu ihrem fünfzehnjährigen Neffen; „aber ich bin oft glücklich gewesen, vielleicht öfter als Leute, die Glück haben" (S. 66). Das Glück erlebte sie in ihrer Pflichterfüllung und in der Musik. Sie war ihr „ganzes Leben gesund gewesen" (S. 85), immer tätig, immer sorgend, immer schenkend und Freude spendend. Sie hat ihr Leben ge-

nutzt und daraus gemacht, was in ihren Kräften stand, darum fügt sie sich ohne Aufregung und Angst in die ihr gesetzte Lebensfrist und sagt beruhigt zu ihrem Neffen, dem sie manche Lehre gegeben hatte und die Geschichte seines Ahns erzählte, kurz bevor sie starb: „Das Sterben ist eine ebenso schöne Sache wie das Leben!“ (S. 85). Sie hat ein stilles, bescheidenes, ihrem lauteren Wesen angemessenes und darum vollkommenes Leben geführt.

„Wenn die will mit ihrem Schädel, dann will sie, dann ist nichts zu ändern“, denkt die Hirzenbäuerin beim Anblick ihrer Tochter Berta (Riesenspielzeug, S. 428). Die Mutter kennt ihre Tochter und denkt weder zu hoch noch zu niedrig von ihr. Berta war „in ihrem Glauben an die Menschen, ihrem Selbstvertrauen und in ihrer Verehrung für Haugh tief getroffen“ (S. 373), als sie erfuhr, Haugh habe ein Mädchen unglücklich gemacht. Sie hatte Haugh nur dreimal gesehen, im Heidelberger Schloß, in der Eisenbahn und daheim auf ihrem elterlichen Hof im Schwarzwald, aber dies dreimalige kurze Zusammentreffen hatte ihr genügt, um Dr. Karl Haugh als klugen und anständigen Menschen schätzen und lieben zu lernen. Und nun wollte sie von Rotsal, wohin Haugh — auf der Suche nach seinem wirklichen Beruf hatte er sich dort einer Reformgemeinschaft angeschlossen — sie mit ihrer Mutter eingeladen hatte, so schnell nicht wieder fort. „Mutter — ich mein, wir solltens nicht übereilen“ (S. 379), sagte sie. „Ich — wüßt noch nicht, was ich sagen sollt“ (ebenda). Sie meinte damit nicht, wie sie über den gemeinsam geleiteten und bewirtschafteten Gutsbetrieb, sondern wie sie über Karl Haugh urteilen müßte. Wie die Engelwirtin, dachte auch sie von sich: „war ich denn so eine Kuh, eine blinde!“ (S. 380). Sie wollte von Haugh selbst Gewißheit haben: „Sie hätten — ein Mädle ins Unglück gebracht..., und hätten sie sitzen lassen“ (S. 414). Haugh bejahte es. Berta hatte sich also doch getäuscht in ihm, er war ein schlechter, kein „rechter Mensch“. — Wirklich? — „Ich komme wieder!“ sagte sie „mit plötzlichem Hohn in der Stimme“ (S. 414) auf seine bejahende Antwort. Aber sie brauchte gar nicht erst wieder zu kommen. Als sie Haugh am nächsten Morgen, dem Tag ihrer beabsichtigten Abreise, sah, „auf den verschränkten Händen Rechlings und eines Unbekannten sitzend..., bleich, den einen Arm um Rechlings Nacken geschlungen“ (S. 415), erschrak sie; „sie beugte sich entsetzt vor und öffnete wie zu Schrei oder Frage den Mund“ (ebenda) — und blieb. Ihre Mutter, die allein nach Hause fuhr, besuchte sie einige Monate später und drängte

sie zum Heimkommen. Da erwiderte Berta: „Was ich wissen muß und wissen kann, sell will ich auch wissen!... Daheim kann ichs nicht erfahren, das hab ich alles schon bedacht, nur hier kann ichs rausbringen“ (S. 619). Sie beobachtete Haugh weiter, „beim Schaffen und beim Essen — im Ernst und im Spaß“ (S. 620), sie mußte herauskriegen, ob er das Mädchen wirklich betrogen hatte oder nicht; denn: „wenn er das Fräulein wirklich betrogen hat, dann hat er dich ja auch betrogen, ist kein sauberer Kerle, wie er getan hat, sondern ein — und du selber bist'n Schaf, daß dich einer so anboppelt und du glaubsts und tätst drauf schwören“ (S. 619). Um ihren Glauben an die Menschen, um ihr Selbstvertrauen und um ihre Liebe kämpfte Berta, und ihr geduldiges Warten und die Ausdauer ihres Kampfes trug den Sieg davon. Jünger als die Engelwirtin und die Freifrau von Tettingen, ist Berta den beiden doch gewachsen durch die Schönheit ihrer reinen Gesinnung und die Größe ihrer adligen Seele. „Bauernadel“ lautet der Titel eines Buches von H. E. Busse. Berta ist eine Gestalt aus dem adligen Bauerntum.

Klara in dem Roman „Kreuzungen“ war in gutbürgerlichen Verhältnissen aufgezogen und verhätschelt worden, hatte nie Not kennengelernt und niemals selbständig gehandelt. An dem Tag, da sie nach dem Willen ihrer Eltern einen ihr gleichgültigen Mann heiraten sollte, wurde sie unerwartet vor Tatsachen gestellt, die sie zwangen, sich entweder in das Übliche und Hergebrachte zu schicken oder auf eigenen Füßen eigene Wege zu gehen. Klara entschied sich für das letztere. Sie trennte sich von ihren Eltern, die, wie sie jetzt erst erfahren hatte, nicht ihre leiblichen, sondern ihre Adoptiveltern waren, löste ihre Verlobung und suchte sich mit Hilfe ihres Vetters Herman, dem sie von jeher mehr als verwandtschaftlich zugetan war, eine Bürostelle, um nicht länger das Brot anderer essen zu müssen. Und als sie erkannte, daß dies nicht ihr Weg sein könnte, daß sie vielmehr ihrem Zeichentalent Rechnung tragen müßte, als sie zu Herman und er zu ihr hinfand, beschloß sie, die Zeichenschule zu besuchen und ihr Talent so lange auf rechte Weise auszubilden, bis sie dereinst ihren Beruf als Frau und Mutter, ihren eigentlichen Beruf erfüllen sollte. Ein tapferes und lebenskräftiges Mädchen; mutig, sich zu entscheiden, standhaft, die daraus folgenden Dinge auf sich zu nehmen, aber auch stark genug, sich zu behaupten und am Ende durchzusetzen.

Herman (ebenfalls in den „Kreuzungen“), ein zielbewußter und kluger Mensch, mit ebenso viel Gefühl als Verstand ausge-

stattet, äußerlich ebenso rauh, spöttisch und kalt wie innerlich begeisterungsfähig und empfindsam, schnell geneigt zum Entschluß und zur Tat, aber auch bereit zum Tragen von Verantwortung, nimmt die Folgen seines Zusammentreffens mit Elfriede ohne Zögern auf sich. Ihretwegen gibt er seine staatliche Beamtenstellung auf, ihretwegen entzweit er sich mit seinen Verwandten. Als er sieht, daß sein bereitwilliges Verhalten äußerlich umsonst war, daß er Elfriede nicht halten kann, weil sie einander nicht lieben, als er nach dem Warum seines Handelns fragt und nach einer Rechtfertigung sucht, findet er sein Tun in seinem Wesen begründet: er kann und darf sich nicht anders verhalten, als er bisher tat, er muß frei sein, um das leisten zu können, wodurch er sich selbst erfüllen kann. In seinem alten Beruf und an der Seite Elfriedens wäre er niemals ganz zu sich selbst gekommen. In seinem neuen, praktischen Beruf und in Gemeinsamkeit mit Klara ist ihm die Möglichkeit gegeben, sich selbst zu verwirklichen. So bejaht er alles, auch das scheinbar Nachteilige, weil dies ihn sich selbst und die Notwendigkeit seines neuen Lebens hatte finden lassen.

Zwei tapfere und frische Menschen sind Anna und Thedmar im „Vorspiel". Er hob das verwaiste fieberkranke Mädchen von der Treppe auf und pflegte es, wie eine Mutter es nicht besser vermocht hätte. Sie reiste dem Studenten nach Brasilien nach, als sie lange Zeit nach ihrer Krankheit einen Brief von ihm bekam, er hause als Junggeselle in einer großen Zuckerfabrik und habe nur wenig Umgang mit Menschen, mit Weißen beinahe gar keinen. Als er Bemvinda, eine auf Anna eifersüchtige Kreolin, erschlagen hatte, konnte er seine Liebe zu Anna nicht länger verhehlen. Und da niemand gesehen hatte, daß er einen Menschen erschlug, und niemand ihn und Anna deswegen zur Rechenschaft ziehen konnte, wollten sie die Verantwortung dafür still tragen und die Tat durch ihr weiteres Leben rechtfertigen: „Im Mittelalter mauerte man in den Grundstein der Münster etwas Lebendes ein. Auch wir haben etwas Lebendes im Fundamente liegen; wir werden etwas Gutes und Tüchtiges aus uns machen müssen! Wir werden einen schönen Turm bauen müssen auf diesem Fundamente, damit wir hoch darüber wohnen und weit darüber hinwegschauen können!" (S. 124).

Gestalter ihres Lebens sind beinahe alle Menschen in dem Roman „Der Nackte Mann". Sie alle werden in dem religiösen Streit, der entbrannt ist, vor die Entscheidung gestellt, für oder

wider, und sie alle stellen sich, sei es auch im letzten Augenblick, auf den Platz, auf dem sie ihrer Herkunft und ihrem Herzen nach stehen müssen. Alle folgen ihrer Überzeugung und handeln demgemäß, angefangen beim Markgrafen Ernst Friedrich, der sein Land im calvinistischen Glauben einigen möchte und die Pforzheimer, die sich sperren, dazu zwingen will, der hierbei aber ebenso Schiffbruch erleidet wie bei den Versuchen, seine katholische Nichte Jakobea zu bekehren, über den Hauptmann Gößlin, der in letzter schwerer Stunde seine Freundschaft mit dem Markgrafen in sich überwindet, sich zu seiner Vaterstadt bekennt und hierdurch den Tod des Markgrafen herbeiführt, über den ehrwürdigen Pfarrer und den tapferen Bürgermeister der Stadt Pforzheim, über den Apotheker Grieninger, den Advokaten Ebertz und den vom Markgrafen eingesetzten Obervogt Johann von Münster bis hinab zu dem trotzigen Aichelin und den Bürgern Pforzheims. Treue zu dem, was ihnen heilig ist, Treue zu sich selbst ist die Losung von Freund und Feind, dafür zu leben und zu sterben ist ihnen inneres Gebot, Pflicht und ehrenvolle Erfüllung ihres Lebens. Daß es inmitten der anderen auch solche Menschen gibt, die nicht wissen, wo sie stehen und zu wem sie sich bekennen sollen, erhöht den Bekenntnisstolz der übrigen und läßt ihre Bekenntniskraft umso wuchtiger erscheinen.

Von zwei Männern will ich in diesem Abschnitt noch sprechen, von Dr. Karl Haugh in dem Roman „Das Riesenspielzeug“ und von dem Musiker Josef im „Spiegel“. „So oft ich mir das Haar in die Höhe kämme“, sagt Haugh von sich, „und den Bart abwärts, prüfe ich, was zwischen Haar und Bart aus dem Spiegel herausguckt, und frag es: was bist du? was willst du auf der Welt? — keine Antwort. — Dann schneide ich mir alle Gesichter, die ich in der Erinnerung oder Einbildungskraft aufbringe, ich mime mir die verschiedensten Leute vor, immer auf der Lauer, ob mich nicht unversehens mein wahrer Jakob anblicke — immer vergebens!“ (S. 8). Haugh ist auf der Suche nach seinem Wesen, nach seinem Beruf und nach seinem Volk. Er ist „kein verstickter Student“, hat „gute Examina gemacht“, hat es „bis jetzt gut getroffen“, aber er ist „in falschem Wasser“ und möchte „in anderes kommen“ (S. 45). Ein Freund hat ihm geschrieben, er solle sich ihrer Gemeinschaft anschließen, solle nach Rotsal am Rheinhang des Schwarzwaldes kommen und sich in ihrem, aus vegetarischen Reformern bestehenden Kreis landwirtschaftlich betätigen. Er schlägt darum eine Hauslehrerstelle in Ostpreußen aus und ist bereit, sich seinen zwei

Freunden, Jerg und Jörg, zuzugesellen und sich mit ihnen und den übrigen Beteiligten auf das Wagnis der gemeinsamen Gutsbewirtschaftung und gemeinsamen Lebens einzulassen. Auf die Frage eines guten Bekannten, ob ihn die Landwirtschaft locke oder was ihn sonst reize, erwidert er: „wenn ich ganz vorsichtig und mißtrauisch prüfe, so lockt mich wohl das — Unbestimmte — die Möglichkeit, in der mir bisher doch unbekannt gebliebenen Weglosigkeit — oder — Allwegsamkeit des Lebens, in der jede Zufallsrichtung ein Weg sein kann, meinen Weg zu finden — oder zu machen —“ (S. 46). Er fährt nach Rotsal, fügt sich in die Gemeinschaft ein, arbeitet im Stall, im Feld und im Garten und ist beglückt, „daß er sich durch diese neue Tätigkeit bewußt dem hingebe und diene, dessen Teil er sei, daß er nun anfange, in den Gezeiten des Lebens mitzuschwimmen, mitzutreiben und zu drängen“ (S. 146). Was er früher vergeblich gesucht hatte, fand er jetzt; „nun sah er sich auf dem Wege zu einer Einigung mit dem Dasein und dessen Auf und Ab, — dem Baum, der auf der Wiese wuchs, dem Föhn, der mit schwarzblauen Wolken von den Schweizerbergen herüberstürmte. Sollte ihn diese Einheit des Wollens und Wirkens nicht auch zur aufgeschlossenen Einheit mit dem deutschen Volke bringen? Wenn er sich jetzt erst in einem großen, gesetzmäßigen Zuge fühlte, so hatte er doch wohl erst jetzt die Möglichkeit zur menschlichen Form seines bisherigen Wünschens und Wähnens gefunden, war jetzt erst selbst ein Stück Volk geworden“ (S. 147). Er fühlte sich gerettet aus der „Bindungslosigkeit, Hilflosigkeit und Ziellosigkeit“ (S. 178) seines früheren Lebens, fühlte sich „mitten im unaufhaltsamen Strome des Lebens und der Welt mitschwimmen! — im Schwung und Zug des täglichen eigenen Werdens und Vergehens, im Takte von Tag und Nacht, von Ebbe und Flut, von Mond und Sternenbahnen, von Kosmos und Chaos und jedem Geheimnis“ (ebenda). Aber Haugh war noch nicht am Ziel, dem er sich nahe wähnte. Das Leben, das für ihn nichts anderes war „als die Macht, die ganz unmittelbar ihn gestaltete“ (S. 229), hatte ihn noch nicht auf seine Formfestigkeit hin geprüft. „Wenn seine Person nicht die von Kraft und Idee vorbestimmte Form gewann, so war das Leben vertan“ (S. 230). Gut! Aber das Leben zerschlägt auch Formen, damit eine endgültige Form sich bilde. „Was er gestern, heute vormittag noch für seine Form gehalten hatte, das war auseinandergefallen und zerbröckelt“ (S. 230). Nun galt es, sich eine neue Form zu suchen, „zu schaffen“. Eins war gewiß: beruflich war er auf dem richtigen Weg

zu seiner endgültigen Form, jetzt fühlte er „den ganzen Tag hindurch, wozu Herz und Lunge da sind, und daß die Hand eigentlich doch nicht zum Schreibekrampf bestimmt ist“ (S. 355); jetzt hatte er eine Tätigkeit gefunden, die ihn den Pulsschlag des Lebens und seines Volkes blutwarm und lebendig fühlen ließ, und er arbeitete nach besten Kräften mit, daß dieser Pulsschlag nicht aussetze. „Erst der Spatenstiel, der Pflugsterz und die Sense, der Blick über die Obstwiesen, die rinnende Saat und den goldenen Raps hatte ihm die Leidenschaft geweckt, und die würde ihn nicht mehr loslassen, das fühlte er“ (S. 723). Nun mußte er noch im übrigen den richtigen Weg finden. An Mary, mit der er sich, betört und überrascht, eingelassen hatte, hatte er sich nicht binden können, es wäre für ihn gleichbedeutend gewesen mit Aufgeben seines Wesens und seines zielstrebigen Willens, mit Zerfließen ins Formlose und Versinken ins seichte Gemeine. Und Wildtrud, „das bewußte dauernde Ziel der letzten Jahre“? (S. 722). Er hatte sie „verscherzen“, sie hatte ihn „kläglich aufgeben“ können; sie war wohl geformt, doch ihre Form gehörte der Vergangenheit an, war erstarrt und tot. Das allein konnte ein Ziel sein: „neben einer gefaßten strebsamen Person wie Berta in die neue Welt hineinzuwachsen“ (S. 723). Und Haugh erreichte dies Ziel, er fand den Weg zu Berta. Nun kann er als Bauer, in gemeinsamem Leben mit einem klaren und festen Weib, sein Wesen erfüllen, tätig für sich selbst und für die große Gemeinschaft, für sein Volk.

In Josef („Der Spiegel“) „war die Jugend, die von den Ideen Rousseaus begeistert und beschwert ihren Weg suchte zu einem neuen, der Natur und ihrer Unschuld treuen Menschen und zu einer nicht dem Gelüste, sondern dem Adel der menschlichen Natur entsprechenden Welt“ (S. 92). Darum gab er „nach einiger Zeit den Militärdienst“, in den er „mehr aus Herkommen und aus Verlegenheit um einen Beruf eingetreten war als aus innerer Lust dazu“, wieder auf und „beschloß, aufs Land zu gehen und sich dort ein Dasein zu gründen“ (S. 91/2). Zwei Jahre arbeitete er bei einem Freunde seines Vaters in der Landwirtschaft und „fühlte sich wohl in der belebten Einsamkeit des Gutes und in der elementaren Gebundenheit des Landlebens, freute sich der eigentümlichen Kenntnisse und Erfahrungen, fand aber für sich nur Beschäftigung, keine Arbeit“ (S. 99). Er kehrte nach Hause zurück, um sich „einer neuen Selbstprüfung“ zu unterziehen: Soldat war er nicht, Landwirt war er nicht. Was war er dann und wozu war er berufen? Bevor er „an eine neue Berufswahl ... denken“ konnte, mußte er eine andere

„Aufgabe“ lösen: „Unberührt von Dogma und Kritik stand für ihn immer wieder die Gestalt Christi da und die Frage: kann — also muß ich ihm nachfolgen?“ (S. 104). Er wollte werden, der er sein mußte und konnte, er wollte vollkommen werden, wie Christus vollkommen gewesen war, doch „sein Verlangen, ein vollkommener Christ zu werden und Vollkommenes zu tun, kam nicht tiefer heraus als sein Verlangen, Vollkommenes zu hören, zu sehen und zu denken. Christus war an der Kunst, die ihn umgab, teilnahmslos, also abweisend, vorbeigegangen — wenn Josef, was von Kunst und Wissen in ihm wuchs und wirkte, wegwerfen oder vernichten wollte — hätte er noch daran denken können, ein vollkommener Mensch zu werden?... Es mußte eine Möglichkeit geben, mit aller Fülle und Kraft der menschlichen Gaben das christliche Ziel, wenn nicht leichter, doch um so vollkommener zu erreichen!“ (S. 106/7). Die Möglichkeit, der Weg zur Erreichung dieses Zieles schien Josef die Kirche, das Kloster, hier wollte er mitbauen am Reiche Gottes auf Erden, am Gottesstaat. Er trat ins Kloster ein, wurde vom Pater Lehrmeister nach allen Regeln klösterlicher Zucht unterrichtet und auf ein Ziel zugeführt, das ihn immer weiter von sich selbst wegführte. Er aber „konnte sich nicht auf das Himmelreich vertrösten, noch konnte er sich die Augen verbinden und auf ein unbestimmtes Ziel zuführen lassen, er wollte hier auf Erden seinen christlichen besonderen, persönlichen Weg wissen und mit allen wachen Gedanken und Kräften verfolgen“ (S. 116). Das Noviziat war vergangen, er hatte den Profeß abgelegt; welche Stellung sollte er nun innerhalb der Klostergemeinschaft einnehmen? „Prediger, Seelsorger, Theolog — das war er nicht!“ (S. 118). Der Wirtschaft und Verwaltung des Klosters wollte er sich nicht zuwenden, weil er es nicht als Gottesdienst aufgefaßt hätte. „So blieb die Musik“ (ebenda). Er vervollkommnete sich im Violinspiel und machte sich mit anderen Instrumenten vertraut, doch immer von neuem quälten ihn die Fragen: „Wer weiß, ob er auf dem rechten Wege ist? — wie weit er ist? — ob er nicht abbiegt? — statt seinen Weg zu gehen, tausend andere kreuzt und stört und den Mittelpunkt“. Gott, „ewig fehlt?“ (S. 130/1). Er wurde nun doch Prediger, vielleicht war dies für ihn doch der richtige Weg. Wieder kämpfte er wochen- und monatelang. Aber die Erfüllung der klösterlichen Pflichten und seines neuen Amtes ließ ihn seine anderen Kräfte nicht so entwickeln und wirken, wie er es gewollt hätte. „War er denn noch im Besitz der Kräfte, die er mitgebracht hatte?“ (S. 117). In dieser Zeit seines Ringens um den

Weg zu Gott hatte er eine Vision Christi, und Christus sagte zu ihm, „er wolle den ganzen Menschen mitsamt allen seinen Kräften und Gaben!“ (S. 147). Damit war für Josef endgültig alles gesagt. Für ihn galt jetzt nichts anderes mehr als die Musik. „In ihr fühlte er sein stärkstes Leben geformt und formbar, in ihr fühlte er sich unzersplitterbar ganz, in ihr wollte er seine Einheit wahren und zu einer christlichen Vollendung bringen“ (S. 148). Seine Oberen erlaubten ihm, sich ganz der Musik zu widmen und Musik zu studieren, und versetzten ihn deshalb in ein Wiener Kloster. Als er dort aber nicht nur Kirchenmusik betrieb, sondern sich außer mit der mittelalterlichen auch mit der neuzeitlichen profanen Musik befaßte, wurde er in sein früheres Kloster zurückversetzt, und man nahm „ihm die mitgebrachten, zum großen Teil mühselig abgeschriebenen Noten als regelwidriges Privateigentum ab, verbot ihm, dergleichen zu spielen, oder hinderte ihn böswillig daran“ (S. 150). Josef war damals bereit, aus dem Kloster zu entweichen, doch „die Reform Josefs des Zweiten hatte ... schon eine Anzahl Klöster auch seines Ordens aufgehoben, und es war fast sicher, daß dem seinigen die Stunde schlagen werde“ (S. 151). So wartete Josef ab, bis sich ihm die Pforten in die Welt von selbst öffneten. Nun durfte er sich „in den Wogenschlag stürzen, sich ... im Auf und Ab bewähren und in der äußeren Unruhe die innere Ruhe finden“ (ebenda). Welche Aufgabe in der Welt er erfüllen wollte, sagt er selbst: „Nun sind meine zwei Aufgaben, die Pflicht gegen Gott oder mich selbst“ — der göttliche Ruf in ihm, Musiker zu werden und sich zu vollenden — „und die gegen die Welt klar und klar verflochten und jede fördert und reinigt die andere: die christliche, die Beseelung und Vollendung der eigenen Person, die musikalische, im Dienste der großen Meister die Beseelung der Welt“ (S. 175). Josef heiratete noch. Das anfängliche Glück seiner Ehe wurde getrübt, als seine Frau eine Erbschaft machte. Da sie es nicht anders tat, überließ er ihr die Sorge für die Kinder; für sich sorgte er selbst, und was er von seinem Verdienst übrig hatte, gab er den Armen. Er reiste durch die Lande, um seinen Teil zur Beseelung der Welt beizutragen; im Dienste der Menschheit verlor er sein Leben. Fern seiner Frau und seinen Kindern pflegte er einen Pestkranken; der Pestkranke genas, indessen er selbst angesteckt wurde und der Krankheit erlag.

Am Schluß dieses Kapitels möchte ich noch eine Frage erheben und beantworten: Wie kommt es, daß unter den Gestaltern ihres Lebens verhältnismäßig viel Frauen sind, daß eher

Frauen als Männer den höchstmöglichen Grad menschlicher Vollkommenheit erreichen? Philipp Witkop, dessen Ansicht ich mich anschließe, gibt folgende Erklärung: „Innerhalb des breiteren Volkstums ist die Frau — als die Einheit von Natur und Seele — öfter vollendet als der Mann: die Einheit von Natur und Geist. Darum ist die Urgestalt Straußens (wie Kellers und Gotthelfs) eine Frau: die Engelwirtin."

b) Aufbau.

Beispiele für die zwei Haupttypen Straußscher Menschen zu bringen, war im vorangegangenen Kapitel meine Absicht. Ich habe darum auf Vollständigkeit verzichtet und bewußt manches Menschenschicksal unerwähnt gelassen. Wenn ich jetzt den Aufbau der Straußschen Werke behandle, muß ich in der Hauptsache wieder von den Menschen sprechen, weil Strauß seine Werke auf dem Charakter der Menschen aufbaut, in denen und durch die er seine Idee, seine Anschauung vom Leben bildhaft gestaltet. Die Menschen mit ihren verschiedengearteten Charakteren schaffen die Ereignisse und Begebenheiten, welche den äußeren Verlauf der Handlung bestimmen und weiterführen. Wenn man bei einem Epiker den Ausdruck anwenden darf, möchte ich sagen: Die Gestaltungsweise von Emil Strauß ist im Grunde dramatisch, der Aufbau seiner Werke ist, formal betrachtet, eine durch die Charaktere der Menschen bedingte Folge szenischer Bilder, in die oft Szenen rein gleichnishafter oder charakterisierender Art eingeschoben sind.

In dem 1896 erschienenen Büchlein „Menschenwege" sind drei Erzählungen enthalten, deren erste, „Am Ruder", gleichsam als Vorspruch zu den beiden folgenden anzusehen ist: Das „Ich", das in vermessener Träumerei glaubt, die Sterne des Himmels in ihrer Bahn beeinflussen zu können, ist durch sich selbst zum Scheitern verurteilt. Der Mensch soll nichts Unmögliches wollen, sondern das Mögliche gestalten. Die zwei Erzählungen „Auswanderer" und „Prinz Wieduwitt" sind Rahmenerzählungen; ihr Kern ist gebildet durch die selbstberichtete Lebensgeschichte eines Menschen, der mit dem Leben nicht fertig wurde. In der ersten Erzählung nimmt der Rahmen, der als Einführung in die brasilianischen Verhältnisse gedacht ist, einen zu breiten Raum ein, in der zweiten ist der Kern durch die Einführung des gleichnishaften Märchens vom verwunschenen Prinzen Wieduwitt ein wenig aufgelockert. An beiden Erzählungen kann man deutlich erkennen, wie jedes Ereignis und neu

sich daraus entwickelnde Geschehen, wie der Gang, die Fort- und Zuendeführung der Geschichte in dem Charakter der Menschen begründet liegt. Hier steht auf der einen Seite der schüchterne Junge, der stets nur tut, was andere von ihm verlangen, in dem aber heimlich eine Sehnsuch nach etwas anderem glimmt, die darauf wartet, einmal offen aufflackern zu dürfen; auf der Gegenseite steht seine Mutter, die ihn leitet, über ihn bestimmt und durch ihre verkehrte Liebe das schwelende Feuer dämpft und am Aufflackern hindert, aber nicht löscht. Da sind die Frau des zum Manne gewordenen Jungen, Amalie, und ihre Verwandten als Vertreter einer seelenlosen Welt, besser, einer Welt, deren Seele verkrüppelt und verderbt ist und die zehrende Glut in der Brust des Mannes zum Brand entfacht; da ist schließlich das Mädchen, das den endgültigen Ausbruch des Brandes verursacht und Bornhäuser treibt, der zu werden, als den wir ihn am Ende antreffen. Im „Prinz Wieduwitt" steht auf der einen Seite ein Mann, der aus Scheu nicht mit den Armen zu umfassen wagt, wonach er seine Hände bereits ausgestreckt hat und wonach sein Herz brennt; auf der anderen das Mädchen, das in seiner Unschuld nicht weiß, welche Spannung es heraufbeschworen hat, und darum die Spannung nicht entladen und das in ihr schlummernde Unheil verhüten kann; auf der dritten Seite die Eltern des Mädchens, die nur auf das äußere Wohl ihres Kindes bedacht sind; auf der vierten Seite endlich der Neger als Vertreter des fremdrassigen Elements, der brutal an sich reißt und vernichtet, was ihm nicht gehört und zusteht, und die Spannung auf verderbliche Weise entlädt. Wollte man für beide Erzählungen die szenische Bildfolge geben, müßte man in den „Auswanderern" ungefähr so gliedern: Die Kindheit (Mutter und Sohn), Die Freundschaft (Hans und Gottlieb), Die Ehe (Bornhäuser — Amalie und Verwandtschaft), Die Entscheidung (Lehrer und Schülerin), Der Flüchtling als Lehrer in Brasilien. Im „Prinz Wieduwitt" ergäbe sich folgende Einteilung: Das Zusammentreffen (Erzähler und Christel), Freundschaft und Liebe, ‚Urheiner', Das Märchen, Der Neger, Hochzeit und Katastrophe, Der einsame Sucher.

Daß es für Strauß keine äußeren Bedingungen und Möglichkeiten des Werkaufbaus gibt, sondern nur die inneren, die in dem Charakter der Menschen liegen, kann man ganz klar aus dem Aufbau der Schwabengeschichte „Der Engelwirt" (1901) ersehen. Wäre nämlich der Engelwirt nicht das ungerittene Füllen, das verwöhnte, schmollende und „unversuchte Kind", so hätte er niemals mit einer anderen Frau ein Kind gezeugt, hätte

den Vertretern des äußeren Lebens, den Bauern und dem ehemaligen Liebhaber der Magd, standgehalten, hätte seine Frau niemals verlassen, um am Ende reuig zurückzukehren. Hätte die Magd eine andere Herkunft und Gesinnung, hätte sie einen anderen Charakter, so hätte sie sich dem Engelwirt, einem verheirateten Manne, nicht hingegeben, hätte ihn nicht durch ihre Gefälligkeit in seinem falschen Tun bestärkt, wäre nicht mit ihm nach Brasilien ausgewandert und zuletzt an ihrem schlechten Gewissen, an ihrer Sünde und Schuld zugrunde gegangen — die Fieberkrankheit beschleunigte nur den Verfall, der innerlich längst vorbereitet war. Wären die Bauern nicht hämisch, schadenfroh, derb und gehässig, nie hätten sie den Engelwirt derart verulken und verhöhnen können, daß er ausriß. Wäre des Engelwirts Frau, die Gestalterin ihres eigenen und ihres Mannes Lebens, von anderer körperlicher und seelischer Beschaffenheit, so hätte sie ihrem Manne nie zum Fall und Wiederaufstieg werden können. — Um auch hier die szenische Bildfolge zu geben: Die Begegnung auf der Landstraße (Engelwirt und Agathe — der Liebhaber Agathens), Die Engelwirtin (Agathens Entlassung), Besuch bei Agathe (Engelwirt, Agathe, Agathens Mutter), Das Kinderzeug (Engelwirt und Engelwirtin), Engelwirt und Bächle-Kaspar, Die Enttäuschung (Geburt des Kindes), Die Kindstaufe (Engelwirt — Bächle-Kaspar und die Bauern), Katzenjammer und Fluchtplan (Engelwirt und Agathe), Flucht und Seereise, Rio de Janeiro (Landung, Einquartierung, der zweimal betrogene Engelwirt, Agathens Krankheit und Tod), Heimkehr (Engelwirt und Kind), Schlußszene (Engelwirt, Engelwirtin und Kind).

Im „Freund Hein" (1902) stehen sich folgende, die Handlung tragende und das Gerüst des Baues bildende Menschen gegenüber: Heiner, von Gott begnadet und zum Musiker ausersehen, aber zu zart, um dem Leben standzuhalten, nicht robust genug, um sich durchzusetzen, zu gewissenhaft und zu gehorsam, darum dem Leben hilflos preisgegeben und von ihm schließlich zermalmt; der besorgte Vater, der nur das Beste seines Sohnes im Auge hat, jedoch nicht inachtnimmt, daß sein Kind andere Lebensvorausetzungen hat als er selbst, der mit unnachsichtiger Strenge auf seinem Willen besteht und damit, freilich ahnungslos, Heiner zermürbt und vernichtet; die liebende und überaus gütige Mutter, die Heiner dazu verhilft, Violine und Klavier spielen zu lernen, die ihm später jedoch nicht mehr beistehen kann, weil sie das Mitbestimmungsrecht über das Schicksal ihres Sohnes aus der Hand gegeben hatte, indem sie stillschweigend,

ohne Widerspruch ihrem Manne die Sohneserziehung überließ; Helene, die Jugendgespielin Heiners, die Heiner liebt und darauf wartet, daß er fertig werde und um sie werbe, und der auch Heiner aus ganzem Herzen zugetan ist, die aber später, ohne es zu wollen oder nur darum zu wissen, einfach durch ihre Lebenskraft und Lebensfreude das Gefühl der Nichtigkeit und Schwäche, das sich in Heiner eingenistet hat, verstärkt und so an seinem Untergang mitarbeitet; die Lehrer Heiners, die nicht erkennen, welch eigener Mensch Heiner ist, die von seiner besonderen Begabung keine Ahnung haben, unnachgiebig auf ihren Forderungen beharren, seinem ehrlichen Bemühen und guten Willen und seinem den Durchschnitt weit überragenden Geist nicht Rechnung zu tragen vermögen, ihn durch ihre brutale Mittelmäßigkeit aus dem Gleis schleudern und zerstampfen; Karl Notwang, der starke Freund alles Großen und geschworene Feind alles Gemeinen, Heiners Freund und aller Feind, die Heiner quälen und ihn von sich und seinem Wesen abtreiben, der alles tut, um Heiner zu helfen und seinen Kampf zu erleichtern, und der doch machtlos mitansehen muß, wie Heiner dem Ende immer näher schreitet. Es schien beinahe, als könnte Notwang Heiners Weg noch wenden und so dem Bau des Werkes ein anderes Gepräge verleihen; es war eine Täuschung. Er konnte nicht verhindern, daß Heiner durch seinen Freitod den Schlußstein des vollendeten Gebäudes einmauerte. In großen Zügen die einzelnen Bilder: Geburt, Elternhaus, erster Versuch am Klavier; Schulbeginn und Freundschaft (Helene); Die kleine Geige; Helenes Abreise; Die große Geige (das Geständnis des Vaters); Das Medaillon (Helene); Das verlorene Jahr und das erste Werk; Zum drittenmal Helene; Der Freund; Verbot der Musik, Der Großvater; Heiners Lehrerbesuch; Erneuter Mißerfolg; Zum letztenmal Helene! Der Traum; Heiner und die Beerenkinder; Heiners Tod. — Wie im „Engelwirt" ist auch hier keine Szene zuviel, keine zuwenig. Besonders bezeichnend sind die Traumszene, von der ich früher schon sprach, und die letzte Helenenszene: Heiner sieht Helene, ohne sie mehr zu sprechen, und läßt sie im Wagen ruhig vorüberfahren; mit ihr fährt das Leben an ihm vorbei und entschwindet ihm.

In dem Roman „Kreuzungen" (1904) ist der Aufbau vollständig gegeben mit Herman, Elfriede und Klara, die sich gegenseitig durch Handlungen und Gespräche bei der Erkenntnis ihres Wesens behilflich sind und bei der Erreichung des allen Menschen gesteckten Zieles, die zu werden, die sie sein können und müssen; mit der Tante Ulrike, die Herman und Klara auf

ihren Wegen zu sich selbst und zueinander ratend begleitet; mit Klaras Eltern, ihrem Verlobten und mit Gabler, die Klara zu Elfriede und Herman hintreiben. — Formaler szenischer Aufbau: Herman, der Brief, Klara; Elfriede, Besuch bei Höpfners, der Finanzrat; Klaras Eltern, der Verlobte, Entlobung; Die Wohnungssuche, Tante Ulrike, Klaras Auszug; Herman und Elfriede, Guido und Klara, Klara und Herman, Hermans Entlassung; Herman und Tante Ulrike, Klara findet Stellung, Herman zwischen Klara und Elfriede; Elfriede und Herman, Geburt und Tod des Kindes, Elfriedes Abreise; Herman und Klara, Klara und Gabler, Klara; Tante Ulrike, Klara und Tante Ulrike, Herman und Klara. — Auch in den „Kreuzungen" ist der Aufbau ohne Fehl, der Stamm gerade, natürlich und schön gewachsen. Auch hier gibt es weder Wucherungen noch Risse und Kerben.

Dasselbe gilt für die unter dem Titel „Hans und Grete" (1909) erschienenen Novellen. Als Träger des Baues sind anzusehen: 1. Im „Laufen": Der Erzähler, der seine einstige Jugendgespielin und nunmehrige Braut seines Freundes bubenhafterweise küßt; Siddy, die sich küssen läßt und später ihrem Verlobten ihre Schuld gesteht; Albiez, der durch die Verfehlung der beiden Menschen, die ihm am nächsten stehen, sich selbst befleckt sieht und den Makel allein durch den Tod abwaschen zu können vermeint. — Szenische Gliederung: Der Laufen, Der Erzähler, Die Weinreise (hier erscheint Albiez schon als ein Mensch, der alles auf die „Goldwage" (S. 21) legt), Albiez und Siddy, Siddy und Rudi, Die Kahnfahrt, Siddys Geständnis, Der Laufen (Siddys und Albiez' Tod). — 2. In der „Schwester Euphemia": Der Schwarze Prinz, der seine Schwester Philippa mit ihrer Liebe zu ihm ungewollt in die Fremde hinausstößt; der schwäbische Flößer, der Philippa wegen ihrer Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Schwester als Magd zu sich nimmt; Philippa selbst, die vor ihrem geliebten Bruder flieht, aus der Heimat entweicht, dem Flößer begegnet und folgt und zuletzt ins Kloster geht, weil sie den Anblick des Flößers wegen seiner Ähnlichkeit mit ihrem Bruder nicht mehr ertragen kann. Schwester Euphemia verursachte den Tod ihres Bruders, der vor Sehnsucht nach seiner geliebten und liebenden Schwester starb. — Szenische Bildfolge: Bruder und Schwester, Die Werbung, Flucht, Die Magd, Am Pranger, Der Flößer, Wiederum Magd und Schwester, Nonne und Büßerin, Der Tod. — 3. Im „Vorspiel": Thedmar, der Anna an sich zieht und sich von ihr, wenn auch nur äußerlich, wieder löst; Anna, die Thedmar liebt,

von ihm verlassen wird und ihn wiederfindet; die Kreolin, die das Fundament der Gemeinschaft Thedmars und Annas bildet, indem sie Thedmar zwingt, sich auch äußerlich zu Anna zu bekennen. — Szenische Einteilung: Die Fieberkranke, Der Student als Arzt, Kameradschaft, Zwei Briefe, Als Stewardeß nach Brasilien, Thedmars Haushälterin, Bemvinda, Thedmar und Anna. — 4. In der Novelle „Mara": Mara, eine zerfließende, fremdartige Erscheinung, von der man nicht weiß, ist sie ein wirklicher Mensch oder Traum und Vision eines Fieberkranken; der Erzähler, der Mara verfällt, tödlich an ihr erkrankt und sich mit letzter verzweifelter Anstrengung von ihr befreit.

Der Roman „Der Nackte Mann" (1912) hat als Stoff wohl rein geschichtliche Gegebenheiten; Grundlage und Gerüst seines Aufbaus sind aber in erster Linie wiederum die Menschen, die ihren Charakteren gemäß handeln, Taten vollbringen und Ereignisse schaffen. Zwei Pfeilergruppen, der Markgraf mit seinen Anhängern und die Bürgerschaft der Stadt Pforzheim, stehen sich gegenüber und bilden das Hauptgerüst des Baues, das Mittelschiff des Doms. Aber die beiden Pfeilergruppen spannen ihre Bogen nicht allein nach der Mitte hin, sondern auch zur Seite, bilden also, jede für sich, ein Seitenschiff. Hier heißen die Träger der Seitengerüste Markgraf Ernst Friedrich, Hauptmann Gösslin, der Freund des Markgrafen, und die Mitglieder des Staatsrates, dort heißen sie Bürgermeister, Pfarrer, Advokat und Bürger der Stadt Pforzheim, Obervogt und calvinistische Geistliche. Und noch einmal schließen sich Seitenschiffe an; das eine ist gebildet durch den Markgrafen, seine Frau, seine Nichte Jakobea und Gösslin, das andere durch den Apotheker Grieninger, seine Mutter, seine Frau Pele und deren Vater. Einen fünffach gegliederten Bau stellt „Der Nackte Mann" dar, oder, mit Hofmiller musikalisch ausgedrückt und von anderem Gesichtspunkt aus betrachtet, eine Fuge, deren Hauptmelodie, die Treue zu sich selbst, in allen Stimmen aufs feinste und genaueste durchgeführt und zu Ende komponiert ist. — Ich bringe nun eine Darstellung der szenischen Bildfolge, die ich filmisch nennen möchte wegen der Knappheit jeder Einzelszene und dem häufigen Wechsel des Schauplatzes. Daß bei aller Vielfältigkeit die straffste Einordnung ins Ganze gewahrt wurde, zeigt die Meisterschaft von Emil Strauß: Pforzheim: Im Wirtshaus, der Obervogt; Grieningers Jugenderinnerung (das Beerenmädchen und das Heidenschloß), das Bretzelweibchen (mütterliche Ermahnung zur Heirat); Mutter und Sohn, der Gottesdienst (Kampfansage des Obervogts);

Beim Altbürgermeister Breitschwert, Pele Breitschwert und Apotheker Grieninger; Mutter und Sohn, die Geschichte vom heiligen Grieninger (erneute Mahnung der Mutter), mütterliches Einverständnis mit der Brautwahl des Sohnes. Baden-Durlach: Jakobea mit Hündchen und Puppen, Markgraf und Gösslin, Oheim und Nichte, Jakobea und Gösslin, Staatsrat. Pforzheim: Mutter, Sohn und Braut; Der calvinistische Superintendent Hoppius und der lutherische Mesner; Statthalter von Peblitz, vereitelte Einsetzung der calvinistischen Geistlichen, pfarrerloser Gottesdienst der Pforzheimer Bürger; Grieninger und die schmollende Pele, Bürgerversammlung und Schwur der Religionstreue. Durlach: Der Markgraf, die Markgräfin, Mann und Frau; Markgraf und Gösslin (Die Freunde), vorläufige Wiederzulassung der Pforzheimer lutherischen Geistlichen, Abberufung des Obervogts; Pforzheim: Erscheinen des nackten Manns (Krieg droht); Abzug des Obervogts; Hochzeit, Alarm u. Kriegsbereitschaft, Sturm aufs Schloß, Peles Auszug ins Vaterhaus. Durlach: Staatsrat, Markgraf u. Gößlin, Gößlin u. Jakobea (Geschichte vom Stauffenberger und seiner Meerminne). Pforzheim: Die wehrhafte Pele (Bügelbrettszene), Gesandtschaft des Markgrafen und Bürgerversammlung, Friedensbruch der Gesandtschaft, Gefangenhaltung der Gesandtschaft, Flucht des Advokaten Ebertz. Durlach: Markgraf und Kammerdiener, Markgraf und Gösslin, Gösslin und Grieninger, Markgraf und Grieninger. Pforzheim: Pele und Grieninger (Einigung). Durlach: Vorbereitung zum Krieg, Kriegszug, Markgraf und Gösslin (Tod des Markgrafen). Pforzheim: Gösslin-Vater und Gösslin-Sohn, Des Freundes Totenwache.

Der Aufbau des „Spiegels“ (1919) wäre nicht zu verstehen, wüßte man nicht, daß Strauß von innen heraus, von den Menschen aus aufbaut. Einmal fragt man sich nämlich, aus welchem Grunde Strauß zwei Geschichten ganz locker verbunden nebeneinandersetzt, zum anderen, warum der Verlauf der Ereignisse sich nicht in strafferer Reihenfolge vollzieht. Vergegenwärtigt man sich indessen, daß hier ein Junge sich von seiner Tante über ihr Leben und über das seines Ahns erzählen läßt, ein Junge, der mit Tante und Ahn durch blutmäßige und seelische Bande verknüpft ist, und sieht man die drei Menschen auf ihren Charakter genau an, dann begreift man den Aufbau des Werkes und seine innere Notwendigkeit. Welt, Gott und Musik heißen die Dinge, mit denen der Ahn, die Tante und ihre Geschwister sich auseinandersetzen mußten, Welt, Gott und Musik heißen die Dinge, mit denen auch der Enkel sich einst wird auseinan-

dersetzen müssen, vor allem mit der Musik. „Weißt du", sagt die Tante zu ihrem Neffen, „wenn du wirklich Arzt wirst, was ich dir nicht wünsche, und du sezierst einmal einen von uns, mich oder deinen Vater, und du öffnest unversehens das Allerinnerste, die Krypta, dann wird dir Musik entgegenklingen — mag das Fremdeste außen herum sein" (S. 54). Und sie erzählt ihm die Geschichte von ihren zwei Schwestern. „Nicht auf den Anfang kommt es an", ermutigt sie den Jungen, der sich ein wenig im Zeichnen und Musizieren versucht hat und meint, man müsse „schon ganz anders anfangen", wollte man etwas Großes leisten. „Du hast Freude daran, sonst würdest du nicht zu Hause hinsitzen und musizieren und zeichnen und malen: wenn du die Freude pflegst und deinen Willen einsetzest, wird eines Tages eine Leidenschaft daraus, und dann ist's gut" (S. 51). Und die Tante erzählt ihrem Neffen, der gutgeartet ist und ein mitfühlendes Herz hat, die Lebensgeschichte seines Ahns, der erst nach schweren seelischen Kämpfen zur Musik hinfand, um dann freilich ganz in ihr zu leben und zu wirken. Der innere Zusammenhang der beiden Erzählungen ist für den genauen Beobachter augenfällig, er versteht die Einteilung in die einzelnen Abschnitte, die Hofmiller — er nennt diese Form die „raphsodische" — folgendermaßen überschreibt: „Die Kinderfreundin, Das schöne Gemälde, Häßliche Legenden, Nachfolge Christi, Geld gilt höchstens Freude, Musik im Irrenhaus, Beim Buchbinder" und „Heimat, Landwirt, Nonne, Nachfolge Christi, Der Nichtspieler am Spieltisch, Mönch, Musiker, Prediger, Das Teufelslegendchen, Säkularisation, Heimat, Abermals Mönch und Nonne, Der Verschwender am Spieltisch, Wieder Musiker, Zum dritten Male Mönch und Nonne, Der neue Alexius, Musiker, Tod".

Im „Schleier" (1920) sind mehrere Geschichten vereinigt, die Strauß nach der besten unter obigem Titel herausgab. Wie in allen Werken sind es auch hier die Menschen, die mit ihren Charakteren den Aufbau der Werke gewährleisten. Es sind:

1. Im „Grab zu Heidelberg": Die beiden Alten.
2. In der „Liebe": Der junge erfahrungslüsterne Gymnasiast und die gutmütige, im Wesenskern noch nicht verderbte Dirne.
3. Im „Baptist": Der in sich versunkene und ein klein wenig selbstsüchtige Baptist, der das kleine Mädchen, das ihm zum Abschied einen Rosenstrauß überreicht, übersieht, und

Annele, das in seiner mädchenhaften Scheu es nicht übers Herz bringt, sich dem Herrn Riedlinger ganz zu offenbaren.

4. Im „Schleier“ (über die Herkunft des Motivs geben Hofmiller und Endres Aufschluß): Der Freiherr, die Baronin und die Gräfin.
5. Im „Gartenäre“: Der Advokat, Paul Gärtner und seine Eltern.
6. Im „Befund“: Der junge Student und spätere Geheimrat, die Wirtstochter, der Wirt und die Dorfmädchen.
7. Im „Skorpion“: Der seelisch angekränkelte Architekt und die lebensstarke, leidenschaftliche Gutsbesitzerin.

Szenischer Aufbau der einzelnen Erzählungen:

1. „Das Grab zu Heidelberg“: Der Friedhof, Die beiden Alten, Der Grabkauf, Die Geldsäckchen, „Ruhestätte der Familie Mynert aus Amerika“, Tod des Mannes, Leichenüberführung, Das Grab im Meer, Das vergessene Grab.
2. „Liebe“: Die Gesellschaft, Der Erzähler, Der Gymnasiast, Die Straße, Im Zimmer, Möbelumstellen, Der Ringkampf, Möbelumstellen, Eine Tasse Milch.
3. „Baptist“: Die Gesellschaft, Der Erzähler, Annele mit dem Blumenstrauß, Der „Simpel“, Das späte Geständnis.
4. „Der Schleier“: Die Eheleute, Der Jagdgang, Das Schlößchen, Die Gräfin, Die Eheleute, Im Schlößchen, Das Haar, Das zweite Haar, Die große Gesellschaft, Nächtlicher Gang durch den Wald, Die mütterliche Frau, Trennung, Die Eheleute.
5. „Gartenäre“: Der Erzähler und sein Kreis, Der Pfarrer, Der Student, Das Wort des Vaters, Nicht Naturwissenschaftler sondern Theologe, Die Kronenwirtin, Leben und Opfer, Die Pfarrhauserin, Die notleidenden Eltern, Hingabe, Krankheit und Tod, Die Beerdigung, Luise, Die Versteigerung, Der Erzähler.
6. „Befund“: Der Erzähler und sein Kreis, Vater und Sohn, Die Wanderung, Im „Ochsen“, Marie, Der Ochsenwirt, Steinewerfen und Schießen, Auf der Landstraße, Befund.
7. „Der Skorpion“: Der Student, Das fremde Mädchen, Das Schulkind, Der Architekt, Die junge Dame, Die Gutsbesitzerin, Der Auftrag, Die Wagenfahrt, Der Hund, Das Kind, Der Architekt und die liebende Frau, Der Hund, Der Kirch-

gang, Heimkehr, Die leidenschaftliche Frau, Besuch der Frau, „Der Skorpion als Liebeszeichen" (das Füllhorn erlaubt „kein Wenn und Aber mehr", S. 299), Das Abendbrot, Mord und Wahnsinn.

Träger der Handlung und Pfeiler des Werkbaus im „Riesenspielzeug" (1934) sind: Haugh, der Grund und die Hauptstütze des Ganzen; Berta, die spätere Frau Haughs und neben Haugh die bedeutendste Gestalt; Jörg Jörger und Jerg Rechling, die Freunde Haughs, die nichts wollen als „einen guten Vers machen, ein gutes Buch schreiben, — und koste es das Leben!" (S. 45); der Idealist und Lebensreformler Hasenstab, der „nicht gern bergauf" (S. 249) ging, der bei der Behandlung schwieriger Fragen meist „die Zunge im Mund hin und her gehen und bald die rechte, bald die linke Wange ausbeulen" (S. 277) ließ, der immer „lässigen Ganges, ohne je die Knie durchzudrücken" (S. 95), daherkam und niemals „seine heilige Scheu vor Ja und Nein zu überwinden" (S. 135) vermochte; der General von Ow und seine Tochter Wiltrud, Mary Leutz, Frau Hasenstab, der Uhrmacher Onimus, Angebrannt, Kohler und Dr. Seidschnur; der Vegetarierapostel und Schmarotzer Immanuel Siedentop, dessen Charakter Emil Strauß durch Jörgs Urteil über seine Hand knapp aber ausdrucksvoll genug kennzeichnet: „Das ist die weißliche, weibische, weichliche Hand eines Nichtstuers! Talgig, unappetitlich wie Engerlinge!" (S. 837). — Den Verlauf der Handlung habe ich in großen Zügen schon geschildert, als ich die Gestalten Haughs und Bertas betrachtete. Was zur Vollständigkeit noch erforderlich ist, füge ich beim Erläutern der szenischen Bildfolge ein. Eins muß ich noch vorausschicken: Strauß hat in keinem Werk soviel Einzelszenen eingeschoben wie im „Riesenspielzeug"; „Einzelkämpfe, Aristien" nennt Fritz Endres diese Szenen hier. Und wie Endres sagt, diese Einzelszenen sprengen den Rahmen nicht, zerstören keineswegs den Gesamtbau, sondern erweitern und erhöhen ihn. Die Szene „Jörg und Zarathustra" (S. 875 ff.) zum Beispiel gehört nur scheinbar nicht zum Ganzen. Vergleicht man damit nämlich die Stelle, an der Haugh den Jerg fragt, ob er sein „Ich", sein „Wesen", sein „Selbst . . . einmal getroffen und dingfest gemacht" (S. 517) habe, und an der Jörg Jergs Frage, was er über sein „Selbst auszusagen" (ebenda) wisse, vielsagend mit einem Handstand beantwortete, denkt man dabei an die vielen Gespräche der Freunde über Gott und Welt, dann versteht man den tiefen Sinn der Einzelszene und ihre Bedeutung für das Ganze. Um noch ein Beispiel zu bringen: Die Stelle, an der

Jerg seinen Goldregentraum erzählt und vom Geldverdienen spricht (S. 473 ff.), steht in einem inneren Zusammenhang mit der Stelle, wo Haugh seine Gedanken über „arbeiten" (S. 32/33) äußert. Keine Einzelszene, keine besondere Begebenheit ist um ihrer selbst willen da, jede gliedert sich sinnvoll in das Ganze ein. Beim Betrachten der szenischen Einteilung gebe ich hin und wieder noch einen Hinweis:

Der Sucher (Die Zeitungsmänner, der Invalide, „die neue Literatur"); Der Brief (Frage des Schicksals); General von Ow-Rotsal und seine Tochter Wiltrud (Rotsal heißt das Gut, auf dem Haughs Freunde arbeiten. Haugh entschließt sich, der Gemeinschaft beizutreten); Begegnung mit Berta (Fügung des Schicksals); Auf dem Hirzenhof (Haughs Aufgeschlossenheit, Bertas Freude am bäuerlichen Leben: Erklärung des Rebstocks, der Brunnen usw., Bertas Verlangen nach Weiterbildung); Ankunft auf Rotsal (Die Freunde, Hasenstab, Mary Leutz, Frau Hasenstab, Angebrannt, Dafi, der Knecht); Im Wirtshaus (Dr. Seidschnur und die drei Freunde, erstmaliges Anschneiden der Judenfrage); Der Versuch (Haugh sieht sich den Betrieb an, muntert Frau Hasenstab auf, sieht die Mängel der Gemeinschaft, arbeitet mit); Die Entscheidung (Das bestellte Feld, „Unser Haber rinnt", S. 155, Haugh und Jörg mit den Ochsen, weltanschauliche Gespräche, Gemeinschaftsleben); Der neue Mensch (Gang durchs Feld, Brief an Wiltrud); Versuchung und Fall (Die Tellaufführung, Das Bad im Rhein, Haugh und Mary Leutz); Selbstmordgedanken und Wille zum Leben; Gemeinschaftsleben (Arbeit und Gespräche, Dr. Seidschnur dringt in die Gemeinschaft ein, die Landgemeinde und Haughs Pflicht zur Verantwortung. An dieser Stelle sei erwähnt, daß Fritz Endres die Gemeinschaft auf Rotsal symbolisch deutet, er sieht in ihr die Gemeinschaft des deutschen Volkes verkörpert. Haugh hat also den Weg zum deutschen Volk und zur Volksgemeinschaft gefunden. Darum entzieht er sich auch nicht der Verantwortung vor der Landgemeinde); Der Besuch (General von Ow und Wiltrud, Wiltruds Klavierspiel, Dr. Hunsdieker und Gorters Forderung an Haugh, Haugh und Wiltrud); Neuer Besuch (Hirzenbäuerin und Berta, die Gutsbesichtigung, der Kirchgang und Bertas Enttäuschung); Das Habergeißessen (Haugh in der großen Gemeinschaft, Mary, Wiltrud und Berta); Das Duell und seine entscheidenden Folgen (Haughs Verwundung, Mary verschwindet, Freundschaft mit Gorter, Berta bleibt auf Rotsal, Wiltrud wendet sich von Haugh ab, Dr. Hablitzel, Freundesgespräche); Jerg, der Auswanderer und Dichter;

Berta, die Krankenpflegerin; Haughs Genesung; Leben und Arbeit in der Gemeinschaft; Dr. Seidschnur und Frau Hasenstab; Onimus, der gute Alte; Die gestohlene Kuh (Belehrung für Hasenstab, der zur Leitung des Gutsbetriebes untauglich ist); Onimus, das nützliche Glied der Gemeinschaft; Angebrannt und Kohler, die zersetzenden kommunistischen Elemente; Der Hühnerkauf (Berta, die Bäuerin und Hausfrau); Rechling, der Dichter; Haughs Eifersucht; Besuch der Hirzenbäuerin; Gorters und Hunsdiekers Besuch; Hirzenbäuerin und Rechling (Bertas Streit mit dem Vater wegen des in Not geratenen Bruders und Bertas Sieg); Onimus Tod; Dr. Seidschnur und Frau Hasenstab (Der Jude als Erpresser); Haugh und Frau Hasenstab; Haugh und Dr. Seidschnur (Haugh meistert den Juden); Streitigkeiten; Erntearbeit; Haugh und seine Schwester; Die gestohlenen Garben; Rechlings nächtliches Abenteuer (Rechling, der Erzähler); Die Brüder Siedentop; Berta und Bruder Immanuel („Ein Hund ohne Zucht" usw., S. 830); Immanuels Abzug; Die Gemeinschaft dichtet und singt; Jörg und Zarathustra (Jörg findet den Weg zu sich selbst); Das Gewitter und seine Folgen; Haugh und Berta (Bertas Vertrauen ist wieder hergestellt); Hasenstab und Dr. Seidschnur (Der Gutsverkauf steht bevor); Rechling und die Irre (Rechling findet den Weg zu sich selbst); Hasenstab und das Gespenst (Hasenstab, der „Held"); Auflösung der Gemeinschaft; Haugh und Berta als Bauer und Bäuerin.

Nur noch wenig ist dem, was ich bisher über den Aufbau der Straußschen Werke sagte, hinzuzufügen. Es ist kein Zufall, daß Strauß seine Erzählungen selten mit der Kindheit eines seiner Helden beginnt — einen Entwicklungsroman im üblichen Sinne hat er überhaupt nicht geschrieben — gestaltet er doch nur Menschen, die sich bei wichtigen Ereignissen und Prüfungen bewähren sollen; solche Ereignisse pflegen aber ganz selten in die Kindheit eines Menschen zu fallen (Heiner in „Freund Hein" und Philippa in „Schwester Euphemia"). Meistens setzen seine Erzählungen in dem Augenblick ein, in dem ein Mensch vor eine Entscheidung gestellt ist („Der Spiegel", „Das Riesenspielzeug", „Der Nackte Mann"), oder, in dem er von einer entscheidenden Begebenheit berichtet oder berichten läßt, die bereits vergangen ist („Auswanderer", „Prinz Wieduwitt", „Der Engelwirt", „Der Laufen", „Mara", „Das Grab zu Heidelberg", „Liebe", „Baptist", „Befund", „Gartenäre", „Der Schleier", „Der Skorpion"), oder, in dem ein Mensch sich mit den Folgen eines vorausgegangenen Ereignisses auseinandersetzen muß

(„Kreuzungen"). Es ist auch kein Zufall, daß nur wenige seiner Erzählungen mit dem gewaltsamen Tode enden („Freund Hein", „Der Skorpion"); seine Menschen sollen dem Lebenskampf bis zum Ende ausgesetzt sein. Seine Erzählungen enden entweder in dem Augenblick, in dem einer den Gipfel erklommen hat („Schwester Euphemia", „Gartenäre", „Der Spiegel", „Der Nackte Mann"), oder, in dem einer seines Wesens und Wertes sich bewußt wird und gleichzeitig einsieht, daß er den Gipfel nicht mehr ersteigen kann („Prinz Wieduwitt", „Baptist", „Befund"), oder, in dem er sein Wesen erkannt hat und sich anschickt, es zu verwirklichen („Kreuzungen", „Das Riesenspielzeug"), oder, in dem ein gewandelter Mensch ein neues Leben beginnt („Engelwirt", „Der Schleier"). Wie wesentlich der Schluß, die Kuppel des Ganzen, zum Aufbau der Straußschen Erzählungen gehört, wie sehr er dem einzelnen Werk die letzte Prägung gibt, will ich an zwei Beispielen erhärten. Baptist und Annele treffen sich nach langen Jahren auf einem Bahnhof wieder. Beide haben sich nicht zu dem auswachsen können, wozu sie die Anlagen hatten, weil sie sich ihre Liebe nicht beizeiten gestanden hatten. Sie wissen es, sagen es sich und trennen sich wieder: „Wir speisten miteinander und da fragte sie mit einem Blick auf meinen Ringfinger:

‚Sin Sie denn allewil no leddig, Herr Riedlinger?'

‚Immer noch!' entgegnete ich.

Sie blickte vor sich nieder, dann ernst und tadelnd mir ins Auge, und sprach langsam nickend:

‚Sie hättet halt mi solle hirote, Herr Riedlinger!'

Ich fühlte mich alten Kerl rot werden, versetzte aber trotzdem ganz ernst:

‚Sie hätten mirs nur bei Zeit sagen sollen!'

‚Welleweg jo', sagte sie vor sich hin; ‚aber mr isch halt jung — und dumm — un het's Herz it'.

‚Es hat halt wieder einmal nicht sollen sein!' wollte ich schließen.

‚Saget Se das it!' rief sie erschrocken ‚'s het solle si! grad het 's solle si! 's het solle si! un suscht nint!' — Langsam und nickend setzte sie hinzu: ‚I wär en andere Kerle wore! — Sie aber au!' und ihr Blick fuhr mir wie ein blauer Blitz übers Gesicht" (S. 57).

Der Freiherr von Tettingen sieht sich von seiner Frau entdeckt, fühlt und erkennt seine Schuld, trennt sich von der Gräfin und eilt seiner Frau nach. Er „erspähte seine Frau noch aus

der Ferne und holte sie vor dem Tore des Schloßhofes ein. Sie sahen einander nicht an. Aber er faßte ihre hängende linke Hand, und sie entzog sie ihm nicht. So betrat er mit ihr das Haus und schritt mit ihr die Treppe hinauf, und so führte er sie weiter und weiter, bis sie in dem offenen Kuppeltürmchen über dem Dache ankamen.

Hier stellte er sich ihr gegenüber und blickte sie an; aber sie schaute nicht zu ihm auf, als schämte sie sich. Da sagte er: ‚Willst du alles auf dich nehmen, soviel, daß an mir nichts übrig bleibt? Sieh mich an, damit du sehen kannst, daß ich mich schäme, und daß ich soviel zu tragen gewillt bin, wie du mir auferlegen magst und wie meine Ehre, meine Pflicht und meine Liebe nur von mir verlangen können, und damit du sehen kannst, daß ein anderer vor dir steht und mit dir spricht als gestern noch!‘

Sie schaute auf und sah es, und ihr Auge wurde frei.

‚Ich will nichts beschönigen‘, fuhr er fort, ‚und nichts entschuldigen. Was geschehen ist, will ich als Mann vertreten, obschon ich es als Knabe beging, vom Glück und von allem verwöhnt. Daß ich es nicht mehr als Knabe fühle und nicht mehr als Knabenstreich wie gestern noch, das verdanke ich dir. Daß ich es als meine Schmach erkannte, die keineswegs die deinige ist, und die nur dann auch deine Schmach wäre, wenn ich es nicht als die meinige fühlen gelernt hätte, — daß diese Schmach mein Blut gefärbt und mich zum Manne gemacht hat, der seinen Besitz schätzen und sein Ziel erkennen kann, das danke ich dir, nicht deiner Absicht oder deinem Zorn, sondern deiner Liebe, die du in dem Moment am größten zeigtest, als du sie fast sterben fühlen mußtest. Und um dieser Liebe willen, die versunken ist, aber wider steigen kann und steigen muß, bitte ich dich. — Jenes andere ist aus und vergangen. — Vergib mir!‘

Sie schüttelte den Kopf und sprach:

‚Ich habe dir nichts zu vergeben, ich liebe dich.‘

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen und sie sank auf die Bank. Er zog das seidene Tuch, in dem die Nadeln steckten, hervor und bat: ‚Dann nimm auch dieses wieder, bitte ich dich‘, und legte es ihr auf die Hände.

Ihre Tränen fielen darauf.

Sie nahm's und wischte die Tränen ab, aber immer neue quollen hervor.

Er fuhr fort:

‚Und wenn du erst wieder Vertrauen zu mir fassest und

Freude an mir hast, an dem Tage stecke ihn wieder ums Haar, damit ich es weiß und dir danken kann.'

Sie hatte die Nadeln herausgezogen und trocknete sich das Gesicht ab. Sie breitete den Schleier auseinander und sah, wie naß er war, und hielt ihn einen Augenblick in die bauschende Luft. Dann schwang sie ihn über den Kopf und legte ihn zurecht, steckte ihn rechts und links mit den goldenen Nadeln fest, ließ die Enden fliegen und sagte:

‚So kann er trocknen.'

Der Mann ließ sich ihr gegenüber auf die andere Bank nieder und sah sie aus brennenden Augen an, und Scham und Trauer drückte so schwer, daß er kein Wort mehr hervorbrachte.

Da kam der Hund die Treppe heraufgetappt, ihnen nach, sprang neben der Frau auf die Bank und blickte durch den offenen Bogen in die Weite, dem Lichte der aufdrängenden Sonne entgegen: und als scheuten sie sich, das Tier etwas merken zu lassen, fingen sie miteinander zu sprechen an" (S. 88 ff.).

Am Schluß des Kapitels noch eine Bemerkung: Strauß hat nur dort die Form der Rahmenerzählung gewählt und die Ich-Form angewandt, wo es sich um das Schicksal vom Leben Gestalteter handelt („Auswanderer", „Prinz Wieduwitt", „Der Laufen", „Baptist", „Befund", „Mara" und — nur Rahmenerzählung: „Gartenäre"). Der Rahmen ist als wirksames Kontrastmittel gedacht. Die Ich-Form ermöglicht das Selbstbekenntnis, durch welches der Erzähler sein Tun oder Unterlassen gleich selbst als Verfehlung oder Versagen zugibt und verurteilt und so das Ereignis, in das er verwickelt wurde, im rechten Licht erscheinen läßt.

c) Natur, Landschaft, Volk und Umgebung.

Emil Strauß gestaltet in erster Linie Menschen und Menschenschicksale. Die Menschen sind ihm das Mittel, durch das er seine Weltanschauung bildhaft darstellen kann. Darum schildert er Natur und Landschaft niemals um ihrer selbst willen, sondern stets nur in Verbindung und in ihrer Beziehung zum Menschen. Die Natur ist mächtig, sie gebiert Leiber und vernichtet sie wieder (vergleiche die wundervolle Schilderung des urgewaltigen Laufen). Doch der Mensch hat kraft seiner Seele und seines Geistes Gewalt über die Natur, über seine innere, die er pflegt und formt (besonders prägnante Beispiele: Josef im

„Spiegel“ und Haugh im „Riesenspielzeug“), über die äußere, die er sich unterwirft und nach seinem Willen gestaltet (Beispiele dafür hauptsächlich im „Riesenspielzeug“, doch auch im „Spiegel“ und in den „Kreuzungen“). Er belauscht ihr Wesen, er spürt ihre Gesetze auf und macht sie sich zunutze, trotzdem begegnet er ihr mit Staunen und Ehrfurcht, da sie gottgeschaffen ist, da Gott sich ihm in ihr offenbart und er an ihr sich und sein Wesen erkennen kann (Beispiele: Paul Gärtner im „Gartenäre“ und Haugh im „Riesenspielzeug“).

Deutsch sind die Menschen, die Emil Strauß gestaltet (ich erinnere nur an die Menschen im „Engelwirt“, im „Nackten Mann“ und im „Riesenspielzeug“); deutsch ist die Landschaft, in der seine Menschen leben (Ausnahmen: In den „Auswanderern“, in „Mara“ und im „Prinz Wieduwitt“; bei letzerem beachte man, wie die brasilianische Landschaft sich plötzlich in ein Schwarzwaldtal mit Wiesen, Bach und Mühle verwandelt) Zwischen Mensch und Landschaft bestehen die engsten Beziehungen. Bei Strauß sind Natur und Landschaft immer dargestellt wie auf einem Gemälde von Hans Thoma, wo ein Pflug, ein Meilenstein, ein Haus oder ein aus nächtlichem Dunkel herüberblinkendes Licht an das Dasein und Wirken des Menschen gemahnt, wenn der Mensch in die Darstellung selbst nicht miteinbezogen wurde. Meistens ist der Mensch aber handelnd in die Darstellung miteinbegriffen. Er steht in Natur und Landschaft, und mit seinen Sinnen und Augen betrachtet und schildert sie der Künstler. Ich will ein Beispiel bringen: Herman und die hochschwangere Elfriede saßen an einem heißen Sommertag draußen vor der Stadt im Schatten eines Baumes auf einer Bank. Es ging auf den Abend zu, „und er sah, wie die Sonne sinkend unter den Schirm des Baumes drang und allmählich ihren Glanz über Elfriedens Gestalt emporschob, zu den Knien, über den immer noch stark atmenden Leib, zu dem vom Kleide freigelassenen Hals, an dessen weißer Rundung sich in raschem Takt eine Ader kaum merklich hob und senkte; da sagte er:

‚Elfriede, willst du nicht in den Schatten? Es wird dir zu heiß werden.‘

‚Die Sonne tut mir wohl, ich bin müde,‘ antwortete sie, die Augen öffnend und auf den Goldschein der Kornebene hinabschauend. Ihr Blick traf gerade auf einen Schnitter, der seine Gasse durch die hohe Frucht hieb, und auf ein Weib, das hinter ihm drein die Garben sammelte. Und umherschauend fand sie nun, verwundert, es bisher übersehen zu haben, da und dort

die Leute rüstig schneiden, sammeln, aufladen, und die Wagen standen wie Spielzeug auf den frischen Stoppeln. Und es ward ihr, als hörte sie den gezwungenen, gleichmäßigen Schritt des Schnitters, das Knirschen der schneidenden Sense, das Rauschen der sinkenden Halme, und als röche sie den warmen Duft des beladenen Kornwagens. Sie tat die Augen wieder zu" (Kreuzungen, S. 209/10). Und woran dachte sie? — Theodor Storm fällt einem ein: „Klingt im Wind ein Wiegenlied, Sonne warm herniedersieht . . ."

Der Mensch ist aus der Straußschen Landschaft nicht wegzudenken, er belebt sie, durch ihn erhält sie ihr eigentliches Gesicht. Ja es ist sogar so, daß bei Strauß die Menschengestaltung die Natur- und Landschaftsschilderung beeinflußt, die besondere Art des Betrachters verleiht der Landschaft ihr besonderes Aussehen. Ich wähle ein etwas ausführlicheres Beispiel aus dem „Riesenspielzeug", an dem man dies neben anderem, von dem noch zu sprechen ist, deutlich erkennen kann. Wieder sieht und schildert der Dichter die Landschaft mit den Augen eines seiner im Werk lebender Menschen: „Zehn Meter vielleicht stand ich über den Feldern, über mir in den Bäumen sang der blaue Wind von dem adlergestalteten Riesen am Himmelsrand, von dessen Flügeln er kam, und unter mir lag der Mai und schauerte von demselben jahrtausendealten Flügelschlag. Von den Buchenwaldhöhen floß das Grün herab in die schmale Rheinebene, ließ da und dort braune Ackerstreifen frei, und auch der Rhein in der Mitte floß grüner als vor Wochen. Über dem Grün aber spielte der Blütenschein, in der Nähe weiß und rosa, weiterhin bis in die sichtbare Ferne silbergrau, und dieses Silbergrau, das allenthalben als Wölkchen auf der Erde schwamm, diese silberschimmernden Lichtkuppeln bleichten und kühlten das in der Nähe so brennende Grün, daß es wie blaßgrüne Seide in die Ferne floß. Ich vergaß meinen Sandwagen, staunte, suchte die tausend Punkte zugleich und zusammen zu sehen, und fühlte mich plötzlich offen, als wäre mein Herz ein riesiges Auge und keine Brustwand davor. Mein Auge warf tausend Blicke wie Harpunen in diese Welt und riß sie mit tausend Kräften an sich, und mit einem fühlte ich, daß es umgekehrt sei, daß all diese Kräfte auf mich zuschossen und mich tausendfach packten, mich tausendfach an sich und in sich hineinrissen, in Himmel und Erde, Blau und Sonne und Wolken, in Berg und Tal und Strom, in Wald und Wiesen und Feld, in Blütenbaum und Blütenhecke und Blütenwiese, in den Rebberg und die tausend Rebstöcke, in all die unzähligen Werkstätten des Daseins, des Lebens und

Strebens, und mich nicht mehr losließen. Und es wird wohl der adlergestaltete Riese am Weltrande gewesen sein, der durch den Singsang der Eschenkrone hindurch ungefragt zu mir sagte: mach die Augen noch etwas weiter auf! Es ist erheblich mehr zu sehen,als du siehst. Du grasest das so ab wie der Ochs drunten den Wegrain, wie wenn das von Natur so wäre. Aber nimm dich weg, Männle, wie du dastehst, in Schmierstiefeln, der Arbeitshose und dem blaugestreiften Baumwollhemd, mit deinen schwieligen Pfoten und deinem unruhigen Hirn: wo ist dann Stadt und Dorf und Schloß und die Brücke über den Bach? Feld und Wiese und Weinberg? Pferd — Ochse — Hund? Wo gibt's dann Weizen und Lewatt und Ringlo? — Dann ist hier nichts als wilder Wald, auf und ab, und dazwischen ein Wildwasser, das sich bald träg übers flache Ufer dehnt und sumpft, bald verheerend durch die Enge tobt. Respekt! Dieses schöne Land hast du gemacht, vergiß das nicht, sonst verkommt es und du dazu! Hund und Kuh und Pferd sind deine Geschöpfe, Hafer und Gerste und Roggen sind deine Arbeit; die Natur oder der liebe Gott hat es dir nicht so leicht gemacht. Wie du es da siehst, vom Waldrand herunter und hinüber bis wieder zum Waldrand, ist es dein Werk, eine Leistung! Sie hat Armschmalz gekostet und Hirnschmalz, Schweiß und — Blut. Aber das Werk ist noch lange nicht getan!" (S. 180/181). Der Mensch „in Schmierstiefeln, der Arbeitshose und dem blaugestreiften Baumwollhemd" steht mitten inne im Landschaftsbild und sieht mit wachem Blick und aufgeschlossenen Sinnen die wunnderbaren Farbtöne der Frühlingslandschaft, nimmt ihren reizvollen Zauber bis in die kleinste Feinheit wahr und freudig und dankbar in sich auf. Aber er sieht nicht allein mit den Augen des Gesichts und der Empfindung, sondern auch mit denen seines Herzens und seines Verstandes, er sieht die Landschaft eben nicht nur, wie sie sich ihm darbietet, als förmliches Gebilde mit Abstufungen des Raumes und der Farbe, vielmehr betrachtet er die Landschaft als etwas Gewordenes, Gestaltetes, die Geschichte spricht ihn daraus an, er sieht in der Landschaft die Arbeit von Generationen verwirklicht, die im Kampfe mit der Natur die Natur bezwangen — vergleiche hiermit im „Laufen": auch über das unbändig tosende Wildwasser führt eine Brücke — und der Anblick der Landschaft mahnt ihn und weckt in ihm das Gefühl der Verpflichtung, tatkräftig an ihrer Gestaltung mitzuarbeiten, damit das Werk vollendet werde: „Ans Werk! Pflanz die Klauen in die Erde wie der Zugstier, schon dich nicht!" (S. 181).

Wirklichkeitsnahe ist dem Dichter die Natur, und wirklichkeitsgetreu schildert er sie. Wie seine Anschauung vom menschlichen Leben, ist auch seine Betrachtungs- und Gestaltungsweise von Natur und Landschaft unromantisch. Als Künstler sieht, empfindet und schildert er ihre Schönheit, als Ethiker macht er ihre Schönheit und ihre nährende und bildende Kraft dem Menschen zur Aufgabe und sittlichen Pflicht. Der Mensch, der in der Natur wirkt, der mit ihr lebt und webt, sich von ihr bilden läßt und sie doch gleichzeitig nach seinem Willen gestaltet und formt, gestaltet und formt in ihr sich selbst und ist der Erfüllung seines Wesens nicht mehr fern: Haugh im „Riesenspielzeug" (Wunderbar die Bilder: Haugh und der bestellte Acker, Haugh und der rinnende Hafer, S. 153 ff.) und Herman in den „Kreuzungen". Wer aber nur die Schönheit der Natur und nicht auch ihre verbindliche Kraft empfindet, der hat sich bereits von der Natur gelöst und steht abseits und außerhalb des wirklichen Lebens (Elfriede in den „Kreuzungen", auch Wiltrud im „Riesenspielzeug").

Strauß betrachtet und schildert die Natur niemals gesondert vom Menschen, sondern setzt sie mit dem Menschen stets auf angemessene Weise in Beziehung. Er gestaltet seine Menschen niemals als von Natur und Landschaft losgelöste Wesen, stets besteht zwischen seinen Menschen und der sie umgebenden Natur und Landschaft das engste Verhältnis (man denke vor allem an zwei Frauengestalten, an die Engelwirtin und Hirzenberta). Menschen, Natur und Landschaft im Straußschen Werk umschließt ein Band, das nicht zu zerschneiden ist. Menschen, Natur und Landschaft bilden eine untrennbare Einheit, „die zusammenstimmt, zusammenhandelt, zusammenlebt: ‚immer', so urteilt Hofmiller, ‚gehören genau diese Menschen in genau diese Landschaften' " (Endres, S. 37). Ganz klar ersichtlich ist dies vor allem in drei Werken, im „Engelwirt", im „Nackten Mann" und im „Riesenspielzeug". Doch auch in den anderen Werken ist diese Einheit zwischen Mensch und Landschaft nicht zu übersehen. Ich will noch ein Beispiel hierfür aus dem „Schleier" bringen. Das Beispiel soll gleichzeitig zeigen, daß die Kraft, die aus dem Menschen und der ihn umgebenden Natur und Landschaft bis in die feinste seelische Stimmung hinein eine Einheit schafft, vom Menschen ausgeht. Hier ist die Stimmung der nächtlichen schwäbischen Landschaft gleichsam Spiegel und Echo der seelischen Verfassung einer betrogenen mütterlichen Frau: „Sie verließ unvermerkt das Schloß und den Garten und schritt rasch in die Nacht hinaus.

Wie fremd und täuschend das war! Wie schwer, den wohlbekannten Weg zu erkennen. Wie groß und lastend waren die Bäume, wie stofflich lagen ihre Schatten da, lauernd, als müßte man sich vor ihnen hüten! Wie geheimnisvoll, versteckartig drängten sich die Pflanzungen auf den Feldern!— Wie gering und flach wogten die Höhenzüge! . . .

Sie schritt an einer eisgrau schimmernden Wiese vorbei, unter dem Laubvordach des Waldrandes, da geschah ein Krach über ihr in den Ästen, daß sie schreiend zusammenhockte, den Kopf zwischen die Schultern zog und die Arme abwehrend in die Höhe streckte, — ein Krach, als bräche ein Fels durch den Baum herab und müßte sie zermalmen. Zweige fielen auf sie herab und neuer Schrecken ertönte oben: ein Keuchen wie aus der Brust eines Fabeltieres — und dann ein Klatschen und Sausen — und nun richtete die Frau sich bange auf und lugte behutsam über sich und sah auf keuchenden, sausenden, klatschenden Flügelschlägen einen großen Vogel über die Wiese hinüberfliegen. Sie reckte sich, preßte die Hand auf das hämmernde Herz und murmelte, dem Flüchtling nachschauend:

‚Zwei Hasenfüße!'

Sie lief aufatmend wieder des Weges; aber es fehlte nicht viel und sie wäre zwanzig Schritte weiter unter demselben Krachen wieder zu Boden gesunken, und noch drei-, viermal geschah es an diesem Waldrande, daß ihre Schritte einen Baumfalken aus dem Schlafe schreckten.

Der Weg bohrte sich in den Wald, kroch in eine rauschende Schlucht hinab, überquerte den Bach und stieg aus der Finsternis wieder hinauf in den mondlichtdurchstreiften Wald. Es wollte der Frau grauen beim Eintritt in das Dunkel, aber sie schüttelte den Kopf und sagte:

‚Was gibt es denn noch zu fürchten'!" (S. 79 ff.).

Wir kommen nun zur Betrachtung des Verhältnisses, das zwischen den Straußchen Menschen, ihrem Volk und ihrer Umgebung (Milieu) besteht. Die Straußschen Menschen gehen alle ihren eigenen Weg, sind auf sich selbst angewiesen und meist allein, auch wenn sie in und für eine Gemeinschaft leben, verlassen häufig die Gemeinschaft, um desto besser für sie wirken zu können (Josef im „Spiegel" und Herman in den „Kreuzungen", Jerg und Jörger im „Riesenspielzeug"), und lassen sich das Recht ihrer eigenen Entwicklung und Vervollkommnung durch niemand und durch nichts streitig machen. Es sind Individualisten im guten Sinne, sind keine Alltagsmenschen, sondern ragen

über den Durchschnitt hinaus, und dies meist nicht auf Grund verstandlicher, sondern seelisch-geistiger Anlagen. Die Straußschen Menschen sind keine Vertreter eines festgefügten Bürgertums, auch nicht im „Nackten Mann", wo eine anerkannte ständische Ordnung besteht, sind keine Vertreter einer bestimmten Klasse, sondern Einzelmenschen, wiewohl im Boden ihrer Heimat festverwurzelt, sind Träger eines Einzelschicksals, das wohl Allgemeinschicksal sein kann und von seinem Träger auch all solches empfunden wird (im „Nackten Mann" und im „Riesenspielzeug"), das er jedoch zuerst und zuletzt als Einzelschicksal auffaßt. Es sind Menschen, die losgelöst und frei von allen äußeren Banden und von jeglicher Organisation sich lediglich einer inneren, naturhaften Ordnung und Verpflichtung zufolge in die äußeren Gebilde von Gesellschaft und Staat einreihen, die wohl Gesellschaft und Staat als zweckmäßige und notwendige Einrichtungen anzusehen vermögen, sich ihnen aber nur von innen heraus, von Natur, Blut und Seele her verantwortlich und verpflichtet fühlen. Beinahe alle Straußschen Menschen haben sich einmal auf diese oder jene Art von Staat und Gesellschaft losgesagt, um sich unter anderen Voraussetzungen wieder in ihr Gefüge einzuordnen, und, die sich am radikalsten aus ihren Bindungen gelöst haben, sind oder werden die zuverlässigsten und tüchtigsten Staatsbürger und Mitglieder der Gesellschaft (siehe: „Kreuzungen", „Spiegel", „Riesenspielzeug").

Als einzelner steht der Straußsche Mensch in Volk und Umgebung, und als einzelner, als dieser oder jener Mensch tritt ihm das Volk entgegen (vgl. hierzu besonders die Menschen im „Riesenspielzeug"), und die Umgebung besteht für ihn nur in einzelnen Menschen. Wohl gemerkt, in Menschen, nicht in Dingen und Verhältnissen, es sei denn, hinter den Dingen und Verhältnissen stehe ein Mensch, der ihn etwas angeht. Das Haus, in dem der Apotheker Grieninger mit seiner Mutter lebt, die Mörser, Retorten, Kräuter und Pulver, mit denen er in der Apotheke umgeht, erinnern ihn an seinen Vater, der vor ihm die Apotheke besessen, und an sein strenges und gebieterisches Wesen. Die Wohnstube des Hirzenhofes mit ihren verschiedenen Zeitaltern angehörigen Möbeln erinnern Berta an ihre Vorfahren, an ihr Leben und Schaffen. Das Schiefertäfelchen vor der Wohnungstür, die kleinen Stuben und der heimische Dachgarten, wo Herman so gern verweilt, sind beseelt durch das gütige Wesen seiner Tante Ulrike. In der kleinen Stadtwohnung, in der Professor Bornhäuser eine Stunde am Tage zu verbringen pflegt, ist der Geist seiner darin verstorbenen Mutter leben-

dig. Das Haus, die Zimmer und die Möbel, deren dumpfe Luft Klara so sehr bedrückt, atmen den Geist der Adoptiveltern Klaras. Die Verhältnisse, in denen Heiner lebt, die äußere Ursache seines Scheiterns, bestehen in seinen Lehrern und in seinem Vater, also in Menschen.

Nur Menschen können Menschen beeinflussen, und nur in Menschen, in ihrem Tun und in ihren Werken kann Umgebung, Volk und Volksbrauch gestaltet werden. Die mächtige Wirksamkeit von Herkunft und Blut findet in der Gestalt des „Heiligen Grieninger" ihren Ausdruck. Das Preußentum, die soldatische Zucht und Ordnung und der Reichsgedanke sind in den Gestalten des invaliden Hauptmanns, des Generals von Ow, Moltkes und Bismarcks verkörpert. Das deutsche Volk findet seine symbolische Darstellung in der Gemeinschaft auf Rotsal („Riesenspielzeug"). Die Verbundenheit mit Volk und Heimat offenbart sich in dem Verhalten des Hauptmanns Gößlin, der sich in dem Augenblick von äußeren Bindungen losreißt und zu seiner Vaterstadt bekennt, da diese in höchster Gefahr und am bedrohtesten ist („Der Nackte Mann"). Weitere Beispiele für Verbundenheit der Menschen mit Volk und Heimat findet man besonders noch in: „Engelwirt", „Kreuzungen", „Spiegel", „Riesenspielzeug". Der Volksbrauch, einem Junggesellen, für den es Zeit zum Heiraten ist, einen Wecken in Form einer Frau ins Bett zu legen, wird dargestellt als die einmalige Tat einer liebenden und ihren Sohn mahnenden Mutter („Der Nackte Mann"). Der Volksbrauch, jungen Eheleuten in der Hochzeitsnacht Schellen unters Bett zu hängen, erscheint als der ursprüngliche Einfall einiger witziger und findiger Köpfe („Der Nackte Mann").

Für Strauß ist es nicht anders möglich, als Umgebung, Volk, Volksseele und Rasse in einzelnen Menschen und in Beziehunng zu Menschen darzustellen. Dabei sind die äußere Form, um die es sich hier handelt, und der Ausdruck dessen, was dem Menschen in Beziehung auf Volk und Umgebung gegeben und geboten ist, so sehr in die Menschen eingegangen und in ihre Gestaltung miteinbezogen, so innig und rein mit ihnen verschmolzen, daß die äußere Form vollkommen eins ist mit dem Charakter der Menschen, mit den Menschen schlechthin und keines weiteren Ausdrucks mehr bedarf. Durch den Neger im „Prinz Wieduwitt" und durch die Kreolin im „Vorspiel" erfährt das in diesem Fall minderwertige fremdrassige Element seine Charakterisierung und Verurteilung. In der Gestalt Dr. Seidschnurs

lehnt Strauß das Judentum ab als volksfremdes und volkzersetzendes, die Gemeinschaft zerstörendes Element. Im „Engelwirt" erfährt der schwäbische Bauer und die schwäbische Bäuerin ihre Gestaltung (vgl. hierzu die Gestalt Bertas im „Riesenspielzeug"). Mit dem Verhalten des Bürgermeisters Simmerer, des Altbürgermeisters Breitschwert, des alten Pfarrers Ungerer, des alten und des jungen Gößlin, des Advokaten Ebertz und des Apothekers Grieninger, des Markgrafen und seiner Anhänger wird der Charakter des Pforzheimers und des alemannischen Stammes, der Charakter des Deutschen überhaupt gekennzeichnet. In Josef, dem religiösen und musikalischen Genie, und in Jerg, dem suchenden und schaffenden Dichter, findet das deutsche Künstlertum als bodenständig und volkverwachsen seine Verkörperung. Umgebung, Volk und Volkstum finden ihren Ausdruck in den Menschen; der Charakter und die Seele des Menschen aber erhält ihren äußeren Ausdruck in dem, was der Mensch denkt, spricht und tut.

d) Wort, Sprache, Stil.

„Die Sonate ist Seelenleben in Tönen, das Bild... Seelenleben in Farben" (Riesenspielzeug, S. 46); und, so könnte man fortfahren, die Dichtung Seelenleben in Worten. Wort und Sprache sind das kostbarste Gut, das der Hut des Dichters anvertraut ist, und dies ist das Kriterium wahren Dichtertums, daß Wort und Sprache beseelt, daß sie reine, nicht mißzudeutende Zeichen und sinnvoller Ausdruck eines Lebendigen sind. Emil Strauß hegt eine große Liebe zum beseelten, sinnerfüllten Wort: Der Hafer „rinnt" muß es heißen, nicht aber, er geht auf (Riesenspielzeug, S. 155); die Leine, an der man die Ochsen zur Tränke führt, „ist kein Strick: das ist ein Hälsing!" (Riesenspielzeug, S. 149). Wie alles Lebendige ist das Wort einmal gebildet worden, und der Klang und die Bedeutung des Wortes erinnert Strauß an die Zeit, da es geschaffen wurde, stellt für ihn die Verbindung zwischen dem Einst und dem Jetzt her, ist ihm Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft, Bewahrer und Träger der geschichtlichen Tradition: „Und gewiß haben die Knechte des Rüdiger von Bechlaren..., als sie für die Verpflegung der burgundischen Heerschar draußen auf den Wiesen sorgten, die Ochsen und Rinder am Hälsing geführt, und die Goten, wenn sie ihre Stiere in der Donau tränkten oder im Tiber oder im Ebro —, am Hälsing! So ein altes Wort, das einem neu wird, durchklopft mich wie eine Blutader vom Herzen der Urzeit her" (Riesen-

spielzeug, S. 150). Strauß geht der Bedeutung und dem Ursprung der Wörter gern auf den Grund, und indem er es tut, nehmen die Wörter für ihn die Gestalt wirklicher lebendiger Wesen an und offenbaren ihm ein Stück Kulturgeschichte. Zuerst ein Beispiel für Namensbezeichnungen: „Das Wort Rod kommt heute noch da und dort als Flurname vor und ist soviel wie Rodung oder Reute oder Rütte oder Schwende. Und ein Kerl, der sein Teil gerodet hat und auf seinem Rod gewohnt hat, wird mein Urahn gewesen sein. Ein Kerl, der wie Erde und Schwarzbrot riecht, gesund wie ein Dutzend Stiere! Ich sehe ihn, wie er am frühen Morgen anfängt, mit umwickelten Beinen steht er im Gestrüpp und schwingt die Axt. Er dampft wie ein Roß und in seiner weißen Wolke dringt er Schritt um Schritt vorwärts in den modrigen Urwald hinein und schafft Licht und Luft und Platz für die Menschen. — Großartig! nicht? — Rod, Röder, Reuter, Rüttner, Schwendener — gibt's einen schöneren Namen?" (Hochzeit, 1. A., S. 30). Nun ein Beispiel für Dingbezeichnungen. Im „Riesenspielzeug" erklärt Strauß die richtige Aussprache des mundartlichen Wortes Kust — „desch kei Kunschd, desch eifach e Kuhschd" (S. 113) — und gibt seine Ethymologie an: „Kuhschd,... das ist der alemannisch gewordene Überrest des Wortes hypocaustum; die Heizanlage der Römer, die man ja noch an vielen Orten im Lande findet, hat das Vorbild und den Namen gegeben" (S. 112).

Emil Strauß ist kein Sprachschöpfer in dem Sinne, wie Luther oder Goethe es gewesen sind, er bildet kaum ein neues Wort, doch verwendet er gern alte deutsche Wörter und hat eine besondere Vorliebe zur Mundart, da sie die alten Wörter pflegt und neue hervorzubringen imstande ist: „Wenn Sie die Mundarten ablehnen, so verwerfen Sie den Weizen und Roggen und Dinkel und Emer... Die Mundarten sind die Quellen des Sprachstromes, und wenn Sie die verschütten, dann geht die Sprache ein, wie schon viele eingegangen sind" (Riesenspielzeug, S. 801). Im „Engelwirt" begegnen wir zum erstenmal einer größeren Anzahl mundartlicher Wörter und volkstümlicher Ausdrücke, die Emil Strauß in die Schriftsprache einführte: brutteln (S. 6), Hotzdonner (S. 9), etwa mit dem französischen parbleu zu vergleichen: Verschleierung der wahren Bedeutung durch Verstümmelung), verplotzen (S. 11), der Siech (S. 11), batten (S. 17), die Hettel (S. 20), einen Atem verschwätzen (S. 21), das Lummel (S. 22), die Ziechen (S. 27), frecher Kog (S. 30), der Siedian (S. 31), Kieselwacken (S. 43), sein dreckig Maul an jemand abputzen (S. 50), schucken (S. 57; in der

Bedeutung von schütteln), busper (S. 65), das Wasser läuft jemand ins Maul (S. 91), ein Kerl, zu dumm zum Rübenrupfen (S. 92), Krautstämpfel (S. 95), ein Lebtag und eine Schur haben (S. 98), schieliger Schuft (S. 98), hufen (S. 99), jemand schütteln, daß ihm alle Knochen zu den Hosen unten rausfallen (S. 100), Spezel (S. 113), der Spreißen (S. 140) und andere mehr. In den „Kreuzungen" läßt Strauß seinen Herman an besonderer Stelle einige Worte in alemannischer Mundart sprechen: „Machs a so, no gheit di's net!" (S. 269). Annele im „Baptist" spricht nur ihre heimische Mundart. Im „Riesenspielzeug" wird das alemannische Wort „welleweg" gleichsam zu einem Leitmotiv, das jedesmal erklingt, wenn Berta einen entscheidenden Auftritt hat (S. 48, 83, 362, 553, 908). Berta ist es auch, die, ihrer heimatlichen Mundart getreu, der Bank (S. 72) und der Luft (S. 73) sagt statt die Bank und die Luft, wie es im Hochdeutschen gebräuchlich ist. Das Hühnervolk ist für sie das „Ziefer" (S. 358), der Hahn der „Guller" (S. 586). Sie spricht vom „Kindlebrunnen" (S. 979) und fällt zuweilen ganz in ihren Dialekt: „Jetzt lueget Se! Lueget Se! Hent Sie scho so eppis gsenne? — So eppis!" (S. 908).

Deutsch sind die Menschen, die Emil Strauß gestaltet, deutsch, meist schwäbisch ist die Landschaft, in der sie leben, und wie die Sprache ihrer Heimat ist ihre eigene Sprache. Freilich, Emil Strauß gestaltet Einzelmenschen, Charaktere, Menschen verschiedenen Berufs und verschiedener Bildungsschichten, und sie alle haben eine besondere Sprechweise. Derb sind die Menschen im „Engelwirt", besonders der Engelwirt selbst, und derb ist die Sprache, die er führt. „Ihr Kaiben, hungrigen Schnurranten ihr", schreit er die Musikanten an, „seid froh, wenn ihr was Gescheits in den Bauch kriegt! Her! sag ich; ein Musikant frißt und sauft, soviel er kriegt! Dunderschieß!" (S. 40). — „„Ordnung im Haus?!" poltert er gegen seine Frau los, „„Ordnung im Haus!!! Und weiter kannst nichts?!' Er sah geringschätzig an ihr hinunter — ‚Zur Frau ins Haus gehört ein wenig mehr! Was batt mich die Ordnung im Haus, wenn keine Kinder da sind — einen Dreck! Ich pfeif dir drauf! — Du kommst mir letz an, wenn du jetzt an der Agath deinen Neid und Wut auslassen willst! Holla!'

Die Frau sah ihn gar nicht an, hantierte weiter und sagte in gehaltenem Tone:

‚Dummes Geschwätz, dummes! Dann hätt ich dir die Agath schon lang aus dem Haus gebracht! — Jetzt aber ist sie im

siebten, achten Monat, — Zeit, daß sie heimgeht! Ich will nicht auch noch die Hebamm spielen — ich hab so genug'!" (S. 17).

Man vergleiche mit dieser urwüchsigen und kräftigen Sprache der bäuerlichen Menschen im „Engelwirt" die gewählte und gehobene, gleichwohl einfache und klare der Menschen im „Schleier" und im „Spiegel":

„„Nun wirst du mir doch auch schon ein rechter Gewohnheitsmensch!"' sagt Frau von Tettingen zu ihrem Gatten. „„Jeden Dienstag, den Gott gibt, mußt du jagen gehen."'

Stehenbleibend griff er an den Riemen der Flinte, wie um sie abzunehmen, und fragte mit erfreutem Lächeln:

‚Soll ich heute zu Hause bleiben? Wär es dir lieber?'

‚Lieber —?' entgegnete sie. ‚Ich kan nicht nein sagen, und es wäre zuviel, wenn ich ja sagte. Es ist mir lieber als alles, wenn du bei mir bist; es ist mir aber um nichts weniger lieb, wenn ich weiß, daß du froh deinen Dingen nachgehst; und es ist keine größere Freude, als wenn du wieder heimkommst. Glücklich sein können beim einen wie beim andern —!'" (Schleier, S. 77/8). — „„Aber, Josef"', versucht Charlotte ihren Mann von ihrer richtigen Handlungsweise zu überzeugen, „„ich kann doch die Erbschaft meines Bruders nicht ablehnen! Das ist doch eine Fügung Gottes!' ‚Eine Fügung Gottes war der Tod deiner Geschwister. Eine Fügung Gottes würde ich es genannt haben, wenn wir ein herrenloses Gut, auf dem das Brot vieler Menschen wächst, hätten übernehmen und mit all unsern Kräften umtreiben müssen! — Wenn du an Gott denkst bei einem dir zugeschobenen Haufen Geld, warum nicht auch an den Teufel? — Gott hat doch nicht gesagt: wer mir nachfolgen will, der tue brav Geld in seinen Beutel! sondern — der gebe seinen Reichtum den Armen!'

‚Du weißt, daß ich die Armen nicht vergesse!'

‚Gewiß. Du kennst aber auch das Wort vom Scherflein der Witwe. Was wir bisher den Armen gaben, war von mir schwer erworben und von dir durch unablässige Mühe und Sorgfalt erübrigt; was du nun gibst, ist der Abfall des Überflusses.'

‚Kein Überfluß! es ist ein ganz schönes Vermögen, aber kein Überfluß.'

‚Gut. Nenne es, wie du willst! Ich sehe nicht, wie ich mich darein fügen könnte'" (Der Spiegel, S. 210 f.).

In welchem Maße die charakterliche, berufliche und alterliche Verschiedenheit der Menschen ihre Sprechweise beeinflußt und deren Verschiedenheit bedingt, will ich an zwei etwas längeren Beispielen aus dem „Nackten Mann" und aus dem

„Freund Hein" erläutern: „Recht — Recht —! rief der Markgraf stehenbleibend. Zwischen Menschen und Menschen besteht ein Recht. Zwischen Fürst und Untertanen ein anderes! Wenn du deines Nächsten Finger nimmst und hineinschneidest, so begehst du einen Frevel; wenn der Arz in den Finger schneidet, tut es ebenso weh, vielleicht noch ärger, und er tut eine Wohltat! Ich habe als Fürst nicht an den einzelnen und seine Wehleidigkeit zu denken, sondern an das Wohl der Gesamtheit. Bin ich wehleidig? Schone ich mich? Könnte ich es nicht tausendmal bequemer und angenehmer haben im Leben? Hier — Gott sieht sich nicht um nach meinem faulen Adam und meinem Geseufz — hier, sagt er, hast du ein Volk, da mußt du mir Ordnung und Zucht und Kraft hineinbringen, oder der Teufel hat dich! Und dazu gibt mir Gott nur meine Kraft und meinen Willen und meinen Verstand und keinen besseren; damit muß ich's machen. Ob's mit oder gegen den Katechismus geht, es muß geschehen! Ob ich in der Hitze des Kampfes daneben haue — ich muß kämpfen! Ich habe auf das Ziel zu sehen und nicht auf das Opfer, das es mich kostet! Bin ich sündlos? Sündige ich nicht aus Kopflosigkeit und Trägheit den ganzen Tag, ohne daß es mich umbringt — aber wo es sich um meine Aufgabe handelt, da soll ich sparsam tun mit meinem Seelenheil —?! Fühlte ich nicht Gottes Willen und Zwang in mir, ich wäre ratlos, ich wäre unfähig, ja und nein zu sagen; — ich wäre fallend ins Bodenlose. Aber Gott will in mir, er will etwas durch mich, und solange ich seinen Zwecken brauchbar bin, solange hält er mich" (Der Nackte Mann, S. *222* f.).

Vergleichen wir damit eine Stelle aus dem „Freund Hein", an der Heiner spricht: „Gerade hier an diesem Platz ist mir manchmal schon Seltsames begegnet. Wenn ich bei der Arbeit saß, Mathematik, Geschichte, was es war, so hat mich plötzlich irgendeine unvermerkte Beziehung musikalisch erregt, so daß ich unwillkürlich die Arbeit vergaß und horchte: ich verlor vollständig das Gefüh! meiner körperlichen Gegenwart, sah nichts, hörte nichts Äußeres, lauschte der Musik, die es da drinnen machte oder die durch mich ging, und genoß sie mit einer Feinheit und Klarheit und einer Entzückung, wie ich sonst auch das Herrlichste von Beethoven oder Schubert niemals genossen habe. Es ist nicht zu sagen! Denke dir, der Wind, der keinen Körper hat, hörte und genösse seine Musik! Oder die geheimnisvoll quellenden Orgel- und Glocken- und Harfenklänge der tiefsten Nacht schwelgten, doch still und heiter und ohne Erregung in ihrem eigenen Wohllaut! Und wenn ich dann wieder

meiner selbst inne werde und sehe, daß ich Arme und Beine habe, daß ich am Tisch sitze und daß es Mathematikbücher gibt, so ist mir all dies unwahrscheinlich, und ich zweifle an dem, was ich sehe: was sollte es denn? Und der Gedanke an die Not und den Druck des Lebens erscheint mir törichte Einbildung. Ich bewege mich dann behutsam und ängstlich, als schritte ich auf dem dünnsten Eise, als dürfte ich nichts anrühren, sonst müßt es zergehen, und ich verliere dann immer auf lange hin jede Zuversicht, über die Dinge zu urteilen; nicht jedoch, als ob ich solchen Respekt vor ihnen hätte, sie erscheinen mir im Gegenteil so seltsam belanglos. Weil ich all dies nicht brauche und doch darin lebe, sogar darauf angewiesen bin, darum fehlt mir der Maßstab. Ich begreife es nicht. Ich kann mich nur an mich halten, an meine Antriebe und an mein Gewissen, und auf diese Weise versuche ich zu leisten, was man von mir verlangt und was ich den Umständen gemäß halt nicht verweigern kann. Wenn ich mich verleiten ließe oder zwänge, gegen mein Gefühl und Gewissen einen Vorteil zu suchen — ich kann mich darein nicht denken; ich könnte mich ja nicht mehr unterstehen, eine Sonate von Beethoven zu spielen!“ (S. 164 ff.).

Der eine, der hier spricht, ist ein gereifter Mann, ein Staatslenker, der über Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Landes wachen und entscheiden muß, ein Willensmensch, der seiner Krankheit und körperlichen Schwäche nicht achtet, da die Aufgabe, die er nach dem Willen Gottes zu erfüllen hat, einen harten Menschen mit ehernem Willen erfordert und kein Sichhängenlassen duldet. Und wie der Mensch, so ist die Sprache. Hart und energiegeladen ist jedes Wort. Knapp und prägnant ist der Ausdruck. Klar und fest steht ein Satz neben dem anderen, kurz gebaut, aber bis zum Letzten bedeutungsvoll u. sinnerfüllt. Die Sprache fließt nicht, sondern geht sicheren Schrittes auf ihr Ziel los, und das Ausrufungszeichen am Ende beinahe jeden Satzes — die Satzzeichen gehören, wie aus diesem und manch anderen vorausgegangenen Beispielen zu ersehen ist, wesentlich mit zur Ausdruckskraft der Straußschen Sprache, sind lebendige und sinngeladene Zeichen — bestätigt und erhärtet noch einmal das Gesagte: so und nicht anders! Wie verschieden von dieser ist die Sprache im „Freund Hein“. Ein Musiker spricht hier, ein junger Mensch, der im Gegensatz zum Markgrafen nicht seinem Willen, sondern seinem Gefühl und Gewissen gehorsam ist, ganz von Musik erfüllt, aber zu weich und zart, um die Gewalt des inneren Stroms und des äußeren Drucks auszuhalten und zu bändigen. Und wie er, so ist seine Sprache. Weich

und leise ertönt sie, und ein Unterton von Trauer schwingt in ihr mit, Wort quillt aus Wort, Satz strömt aus Satz, windet und dreht sich und gleitet hinab. Einem Hauptsatz entrinnt ein Nebensatz, diesem ein anderer, der sich in einen dritten und weiter verliert, und die Sprache treibt unaufhaltsam dahin. Und wenn wirklich ein kurzer Satz den Fluß einen Augenblick ins Stocken bringt, drückt er Hoffnungslosigkeit aus und endet auf „nicht". Der Unterschied zwischen der herben plastischen Sprache des Markgrafen und der weichen und klingenden Heiners ist unverkennbar, und er ist auf nichts anderes zurückzuführen als auf die Verschiedenheit der Menschen und ihrer Charaktere.

Ich brachte bisher nur Beispiele für die verschiedene Sprachen der Menschen verschiedener Werke. Ich wähle nun einige Beispiele aus demselben Werk aus, an denen deutlich zu erkennen ist, wie sich auch die Sprechweise der einzelnen Menschen im gleichen Werk voneinander abhebt. Ich bringe zunächst ein Zwiegespräch zwischen Bruder Immanuel Siedentop und Berta. So pharisäerhaft, aufgeblasen und unnatürlich gespreizt Immanuel sich sonst gebärdet, so geschwollen, geschraubt und beinahe grotesk hochtrabend spricht er auch; so schlicht und rein Bertas Wesen ist, so lauter und einfach ist ihre Sprache:

„‚Du leidest, Berta, du grämst dich. Du sehnst dich und bist voll Heimweh, nicht nach dem Heim, das hinter dir liegt, sondern nach dem Heim, das du suchst; denn du bist eine suchende Seele, eine von den seltenen sehnenden Seelen, die, in dies gemeine Gewimmel verirrt und verwirrt, einander, — ihre reine Heimat ineinander suchen — finden und doch gefunden zu haben sich sträuben, — weil sie der Natur, der heiligen Natur entwöhnt sind ... Und wie süß ... ist doch der Brand der heiligen Natur, der in uns brennt, der von dir zu mir, von mir zu dir hinüber schlägt — den du nur in mir, ich nur in dir löschen kann! — Löschen? — zur Seligkeit entfachen! Du senkst den Kopf — du schämst dich? Uns ziemt (!) es, stärker zu sein als unsere Scham, wir wollen uns dankbar zu der Wonne bekennen, die uns vergönnt ist! Erwarte mich heute Nacht! — Berta! —'

‚Finger weg! — oder ich hau! ... So ein Heiliger sind Sie —?!'

‚Weib —! ... lästere nicht die Heiligkeit des Augenblicks, wo ein Mann — ein Mann wie ich, dich begehrt, dich — beehrt!'

‚Die Ehr geb ich wohlfeil ... Ein jeder Bursch im Dorf, wenn er aus dem Wirtshaus kommt, und 's Maul mit ihm durchgeht, tut einem die Ehr an.'

‚Aus Rausch und Roheit! Nicht aus der Süße des allumfassenden Triebes, aus dem Überschwang der Natur! ...'

‚Der Trieb —? Mit so was müssen Sie uns Bauern nicht kommen! Daß Zucht dazu nötig ist, das sieht der Bauer allfort. Ein Hund ohne Zucht —'" usw. (S. 828 ff.).

Ich bringe nun eine Stelle aus einer Unterredung zwischen Jerg und dem General von Ow. Man vergleiche hier das echte schwungvolle Pathos Jergs (das ihn mitunter nur gleichsam in Stichworten sprechen läßt) mit dem sentimentalen Geschwätz des Bruders Immanuel im vorigen Gespräch; gleichzeitig beachte man die knappe und nüchterne Redeweise des Generals: „‚Muß ich mir doch auch mal ansehen, wenn das so schön ist!' sagte der General und lachte. ‚Sie haben hier auf Ihrer Klitsche doch 'n büschen Heimweh nach Berliner Pflaster?'

‚Ja, Herr General, wonach hätten wir nicht Heimwehr! Wär es dann ohne das zu machen?'

‚Na —' brummte der Alte, ‚da ist ja allerhand, gewiß! aber Heimweh, im Ernst? — eine schöne Schwadron — einen guten Gaul zwischen den Schenkeln und fünfundzwanzig Jahre!'

‚Fünfundzwanzig Jahre hätte ich, den Gaul zwischen den Schenkeln habe ich auch gehabt, und träume noch oft genug davon, und in meiner Schwadron —' er lachte — ‚stecke ich ja jetzt auch; aber Heimweh, das ist immer anders — und nicht zu stillen — das ist einmal der Freiheitsrausch — des einsamen Reiters — an wilden Waldströmen — dann der Gewissensruf in die Hölle der Spinnerei, des Bergwerks, der Registratur — dann der Todeskampf des Seglers im Seesturm — dann die Versenkung: Goethe, Kant, Beethoven — das Gletscherlicht auf dem Hochgebirge — das Vaterhaus mit dem dämmrigen Märchenwinkel — das Heimweh ist immer anders — jede Gestalt, in der es uns packt, verwandelt sich, indem wir mit ihm ringen, in andere Gestalt — wie der alte Proteus am Strom Ägyptos in der Odyssee —'

‚Heimweh nennen Sie das?' Der General schüttelte den Kopf und ging weiter, ‚sind das nicht eher Anwandlungen, denen Sie — nach Ihren Anlagen und Verhältnissen mehr nachgeben können als andere Leute —?'

‚Unter Heimweh verstehe ich', erwiderte Jerg, ‚ein wesenhaftes Vermögen des Menschen, ohne das wir Botokuden und die Erde noch eine Wildnis wäre — den Trieb, das ruhelose Begehren, die schmerzhafte Not, in der Welt und im Leben heimisch zu werden, die Stelle zu finden, an der wir uns nicht aus Zwang oder Berechnung, sondern aus Mitleben und Mitwollen, ergriffen, in das Ganze einfügen, — den Punkt zu finden, von dem aus wir das Ganze ahnen, inne werden, einsehen — mitbewegen! — Anwandlung? an Anwandlungen rücken wir ein paar Tage, auch ein paar Wochen — hieran das ganze Leben!'

‚Das scheint mir viel unnötige Mühe zu sein', meinte Herr von Ow" (S. 300 f.).

Folgende Stelle kennzeichnet Jörgs Vorliebe für Wortspielereien, wodurch sich seine Sprechweise von derjenigen der anderen unterscheidet:

„‚Du schüttelst immer den Kopf, Halblitzel, bald wird er vom Stengel fallen.'

‚Hoffe, nicht!' brummte der Arzt. ‚Die Sache ist ganz klar: das Leben ist eine Anpassung. Wer sich nicht anpassen will, muß sehen, wo er bleibt.'

‚Das Leben ist eine Anpassung?' wiederholte Rechling, ‚großartig! Jörg hier wird sagen, das Leben ist grausam! Und der Haugh aus noch tieferer Überzeugung: das Leben ist eine Hühnerleiter —' ‚Sagen wir also', fiel Jörg lächelnd ein, ‚das Leben der Anpassung ist eine grausame Hühnerleiter.'" (S. 457).

Verschieden ist die Sprache der Menschen verschiedener Werke, verschieden ist die Sprache der einzelnen Menschen innerhalb des gleichen Werkes, verschieden kann die Sprechweise desselben Menschen sein, je nachdem, in welcher Stimmung er sich befindet, und wenn er Wandlungen durchmacht. Ein Beispiel: Der Engelwirt sparte einst nicht mit Kraftausdrücken wie: „Ja, Scheibenschießen!, Dunderschieß!, Mistfink, Lumpenhund" usw., und schleuderte seiner Frau manch grobes Wort an den Kopf. Auf einmal kommen ihm ganz andere Worte in Sinn und Mund: „Siehe, ich bin deiner nicht wert! ... mache mich zum geringsten deiner Knechte!" will er reuig zu seiner Frau sagen. „Sieh — da bin ich jetzt wieder!" bringt er mühsam heraus, als er ihr zum ersten Male wieder gegenüber steht. Ruhig und gar nicht mehr großtuerisch spricht er mit dem Pfarrer seines Heimatortes; der Sprache, die er nun führt, ist anzumerken, daß sich sein trotziges und aufbrausendes Wesen gewandelt hat:

„‚Woher, woher, Engelwirt?‘

‚Grüß Gott, Herr Pfarrer! Weit, weit her!‘

‚Nun, woher denn? darf man's nicht wissen?‘

‚Das schon, Herr Pfarrer! In Brasilien war ich — geschwind.‘

‚Das wär der Mühe wert, Engelwirt! Warum nicht gar im Mond?!‘

‚Ich habe das falsche Schiff erwischt. Übrigens — im Ernst, Herr Pfarrer.‘

‚Wirklich? Nun, das muß ich sagen —! Ja — und — die Agath?‘

‚Die Agath —‘ es wurde ihm schwer zu antworten und er seufzte tief. ‚Herr Pfarrer, die hat sterben müssen am gelben Fieber; drei Tage waren wir drin‘“ (S. 139).

Verschieden wie die Menschen, sind die Bilder und Vergleiche, die sie anwenden, um ein äußeres Geschehen oder einen seelischen Vorgang oder Zustand auszudrücken. Der Architekt im „Skorpion“ vergleicht die Einzelseele und die Volksseele mit Bauwerken (S. 294 f.), an deren Vollendung der einzelne und die Gesamtheit verantwortlich mitarbeiten müsse. Im „Engelwirt“ sind die Bilder und Vergleiche aus dem Bereich des bäuerlichen Lebens genommen: „‚Nein, es ist kein Segen drin!‘ mußte er denken, indem er sie dasitzen sah wie ein Huhn, das den Pips hat. ‚Kein Segen ist nicht drin!‘“ (Man beachte die doppelte, volkstümliche Verneinung). „Und mit diesem Gedanken, der ihm, wie eine Fledermaus am Abend, fortwährend um den Kopf flog, machte er sich nach dem Essen wieder auf den Weg“ (S. 92). Ein anderes Beispiel: „Jene wohlwollende Aufklärung brachte seine Gedanken durcheinander wie der Marder einen Hühnerstall, und wie so ein verängstigtes Huhn flatterte sein Herz in der Brust“ (S. 94). Ein drittes: „Hier ist ein kapitaler Schafbock, den kannst du scheren!“ (S. 113) wird vom Engelwirt gesagt.

Tante Lotte, musikalisch begabt und selbst musikausübend, bedient sich eines bildhaften und zugleich akustischen Vergleichs, um einen seelischen Zustand auszudrücken: „Ich war so unglücklich und trostlos, als wäre ich durch Zauber in eine leerlaufende, klappernde Windmühle verwandelt“ (Der Spiegel, S. 58).

Der musikalische Heiner im „Freund Hein“ vergleicht das Leben mit einer Fiedel: „Das Leben ist... eine Fiedel: wenn man die erst ein wenig zu spielen versteht, geht ihre Musik über jede andere“ (S. 87). Mit Beziehung auf Heiner wird folgendes

gesagt: „Sie verlangen doch auch nicht von der Amsel, sie soll den Göpel ziehen!“ (S. 238).

Der Musiker Josef im „Spiegel“, dessen Verlangen dahin ging, „vollkommen in die Vollkommenheit“ einzugehen, „wie ein Ton, ein Part in die Symphonie eingeht, die Symphonie schafft, vollendet und ist“ (S. 124/5), vergleicht sich mit einer Stimme: „Ich war eine Stimme gewesen unter anderen Stimmen, hatte mich rein zu halten, auszuhalten, mich ohne Schwäche, ohne Anmaßung den andern Stimmen gegenüber aufrechtzuhalten, ich hatte all den andern Stimmen, die mitgingen, mir nachjagten und zuvorkamen, meinen Weg kreuzten, mich bestritten, mich aufhoben, all den andern hatte ich mich mit dem empfindlichsten Verständnis und Mitfühlen hinzugeben, um mich desto entschiedener zu behaupten, ich durfte meines Charakters nicht müde werden; im Vorgefühl, im Zug eines einenden, rechtfertigenden und erhöhenden Zieles mußte ich mich in immer neuen Wendungen bewähren, erneuern, vervielfachen, um an der großen Lösung und Erlösung mitzuhelfen — und so geschah das Wunder, daß ich in dem Momente, wo ich unstörbar zusammengefaßt und hingegeben rein ich selbst war, das andere, den Gegensatz, das mich bekämpfende Chaos nicht mitempfand und verstand, sondern — neben mir selbst als mein eigenes aus mir quellen, aufkämpfen, mich einschmelzen und läutern fühlte“ (S. 172).

Wie wir bis jetzt sahen, charakterisiert Strauß seine Menschen durch ihre Gedanken und Handlungen. Sprachlich drückt er diesen charakterlichen und beruflichen Unterschied, der zwischen den einzelnen Menschen besteht, durch ihre verschiedene Sprechweise — darin einbegriffen Bild und Vergleich — aus. Dieses stilistische Unterscheidungsmittel ist kein äußerliches, sondern liegt, wie ich dargetan habe, ganz in den Menschen begründet, die Strauß gestaltet und mit denen er mitlebt. An dem zuletzt gebrachten Beispiel ist nun noch etwas Besonderes festzustellen, wovon ich bisher nicht sprach, was aber wesentlich zur Ausdruckskraft und Lebendigkeit des Straußschen Stiles mithinzugehört. Sobald einer der Straußschen Menschen, vor allem einer, der sich mit Musik, Philosophie oder Dichtung befaßt, — sobald also Strauß selbst in seelische Erregtheit gerät, werden seine Satzperioden lang, möchte er seine seelische Empfindung oder seinen Gedanken in einem einzigen Satz ausdrücken. In solchen Sätzen häufen sich die Verben. Aber nicht allein bei der Schilderung seelischer Bewegung und Erregtheit ist dies der Fall, sondern auch, wenn Strauß eine äußere Bewe-

gung und Erregtheit schildert. Ich bringe dafür ein Beispiel aus dem „Laufen": „Wieder einmal war ich vom Hotzenwald herniedergestiegen und hielt unterhalb der Stromschnelle auf dem hohen Ufer und sah. Als wären sie vor dem grünen Ungetüm, das in der Enge unten schäumt, entsetzt zurückgeschreckt, so standen die altersgrauen Häuser aneinandergerückt auf den sicheren Felsen der Ufer in der Sonne, durch die seltsame, halbgedeckte Brücke verbunden. Oberhalb aber kam es im Bogen von rechts breit und grün und sonnig dahergeströmt zwischen umbuschten Ufern. An der Brücke plötzlich aufgestaut durch den von der anderen Seite herüberdrängenden Felsenriegel, macht es wie eine aufgescheuchte Schlange noch eine jähe Wendung und drängt sich erregt unter dem bedeckten Drittel der Brücke durch, unheimlich glatt und wölbig wie ein Glasfluß, am Rande schaumtreibend, mit stillen ziehenden Wirbeln. Gedrängt, gezerrt, aus irgend einer Tiefe angesogen, schießt es im verengten Bett herab, sich klemmend, über riesige Stufen schwellend und zusammenbrechend auf den breiten Pfeiler der Roten Fluh los, zerprasselt in zwei schaumschleudernde Ströme, die jäh in unbekannte Abgründe stürzen. Vereint kocht es wieder empor als runder weißer Wasserberg, den andere Wasserberge erdrücken, aufdampfend, mit unendlichem Tosen, um dann ein unerschöpfliches Spiel einander überschneidender, verdrängender, überholender Schaumkreise vor sich her zu schleudern, nach rechts und links in die ausgewaschenen Felsbuchten hinein und stromabwärts, wo sie immer weiter und dünner und zarter fließen und rieseln und sich endlich in einem frischen Wellengetümmel zwischen umbuschten Ufern verlieren" (S. 11 ff.).

An der eben zitierten Stelle fällt einem außer dem häufigen Vorkommen des Verbs die reichliche Verwendung von Partizipien und Eigenschaftswörtern auf. Es ist eine Landschaft, die Strauß schildert. Die Eigentümlichkeit der Gegenstände und das Spiel der Sonne spiegelt sich in den Eigenschaftswörtern wider. Die Partizipien verstärken den Eindruck des bewegten Wassers, das langsamen Laufs herankommt, sich staut, mit aller Macht durch die Enge in die Tiefe stürzt, um dann in der Ferne langsam zu ver„rieseln". Strauß unterscheidet also die innere, gedanklich-seelische Bewegung von der äußeren, sei es landschaftliche oder menschliche (vergleiche „Gartenäre" S. 108 f.), in die Gegenstände mit ihren mannigfaltigen Formen, Farben und Klängen einbezogen werden und der Eigenschaftswörter bedürfen. Ich will noch ein Beispiel bringen, das die Straußsche rein gegenständliche Schilderungsweise kennzeich-

net. Hier sind die Sätze meist kurz gebaut, das Verb tritt hinter dem Dingwort zurück, die Eigenschaftswörter sind sparsam angewandt und drücken eine wirklich beachtenswerte Eigentümlichkeit des Dinges aus: „Dieses blieb aber der einzige Gewinn, die einzige neue Kenntnis, die ihnen die Begehung des Gutes und die Prüfung der Wirtschaft einbrachte. Sie besuchten alle Gebäude, Heuböden, Kornböden, Gerätekammern, Keller und Schuppen, fanden alles Benutzte in gutem Zustand, alles Unbenutzte verwahrlost und vergessen. Als sie aus dem Küchengarten zurückkommend hinter dem Hauptwirtschaftsgebäude her der Straße zugingen, um dann auf ihr durch das sinkende Gelände schräg hindurch zum Rhein hinab ihre Streife fortzusetzen, da erblickten sie ein gewölbtes Kellertor, dessen Zufahrt in den Boden hinein gegraben war. Die Bäuerin fragte, ob da der Weinkeller sei, und als Hasenstab bejahte und hinzufügte, es sei aber nichts drin, fragte sie weiter, ob sie ihn sehen dürfte. Sie stiegen hinunter, Hasenstab öffnete die Türe, die nicht einmal geschlossen war, in einen Vorraum mit Kelter und allerlei liegen und stehen gebliebenem Gerät; ein eilig plätschernder Brunnenstrahl, aus der Wand in einen steinernen Trog fallend, durchklang vielleicht nun schon Jahre ungestört diese tote Unordnung. Von hier führte ein Tor weiter in den tiefdämmrigen Weinkeller und seinen fast übelmachenden sauren Moderduft. Im blinden Licht der verstaubten und versponnenen Kellerluken gemahnte die undeutliche Reihe verschimmelter Fässer an versteinerte Gespenster“ (Riesenspielzeug, S. 153 f.).

Wie ich zu Anfang dieses Kapitels bereits sagte, ist Strauß kein Sprachschöpfer in dem Sinne, wie Luther oder Goethe es gewesen sind, doch ist seine Sprache rein, klar und lebendig und in ihrer Ausdrucksmöglichkeit mannigfaltig, wie wir aus den angeführten Beispielen zur Genüge ersahen. Strauß ist eben nicht allein Sprachhüter, sondern auch Sprachformer und Bildner der Sprache. Wie er das Gedankengut, das er von seinem Volke übernahm, seinem Wesen gemäß verarbeitete, weiter dachte und zu einem Neuen formte, das sein besonderes Gepräge, das Gepräge seiner Persönlichkeit trägt, so verarbeitete er auch das deutsche Sprachgut, das auf ihn kam, und bildete daraus in seinen Dichtungen ein Neues, das seine Art und die Form seines geistigen Wollens und seines Gestaltungswillens ausdrückt. Strauß wurzelt mit seinem Menschen- und Künstlertum im Boden seiner alemannischen Heimat. In seiner Sprache kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß er, wie gezeigt, viele Wörter und Ausdrücke der alemannischen Mundart darin auf-

nahm. Der Ton und Fluß der Straußschen Sprache ist trotz charakterisierender und belebender Unterschiede in allen Werken derselbe; es ist der Klang der heimatlichen Sprache und der Straußschen Seele, die darin klingt und strömt.

Schluß

Im ersten Teil meiner Arbeit sprach ich von der Straußschen Weltanschauung, wie sie uns in seinem Werk gegenübertritt. Im zweiten Teil sahen wir, wie Strauß seine Weltanschauung in und durch die Menschen bildhaft gestaltete, und sprachen davon, wie Strauß auf seine besondere Art Natur und Landschaft, Volk und Umgebung darstellt und wie er seine Menschen durch ihre Sprache noch besonders charakterisiert. Menschen, Natur, Landschaft und Umgebung, in der die Menschen leben, und ihre Sprache bilden eine Einheit. Die Weltanschauung und die Form des Straußschen Werkes sind also zu einer einheitlichen Gestalt zusammengewachsen, die edel ist, weil ihr Inhalt, die Weltanschauung, edel, die schön ist, weil ihre Form wohlgeraten und schön ist.

Die Gestalt des Straußschen Werkes hat ihren Grund in dem Charakter der Straußschen Menschen, der Charakter der Menschen aber hat seinen Grund in der Erlebnis- und Anschauungsweise des Künstlers und Menschen Emil Strauß. Durch das Künstlertum ist das Menschentum Straußens in sein Werk eingegangen, die Seele des Werkes als Ganzen ist daher eins mit der Seele des Künstlers und Menschen Emil Strauß. Strauß begann als Fertiger — sprachlich drückt sich das so aus, daß seine Sprache in den ersten und letzten Werken dieselbe ist im Gegensatz zur Sprache Gerhart Hauptmanns beispielweise, dessen Entwicklung und Wandlungen sich in der Sprache seiner Werke widerspiegeln — er ist zu Anfang und am Ende der gleiche. Nur von hier aus ist zu verstehen, daß jedes einzelne Werk nicht eine Entwicklungsstufe, nicht nur einen vereinzelten Baustein des Gesamtwerkes darstellt, sondern in Anschauung und Form ebenso geschlossen und abgerundet ist wie das Gesamtwerk. Das Gesamtwerk wieder verkörpert in größtem Außmaß, was in jedem einzelnen Werk bereits verkörpert und enthalten ist.

Dem Menschen Emil Strauß geht es um das Wesen, um die Seele des Menschen, dem Künstler um die Gestaltung und Sichtbarmachung der Seele. Wie aber sollte Emil Strauß die Seele des Menschen mit größerer Überzeugungskraft gestalten, als wenn er sie in dem Augenblick darstellt, wo die Entscheidung an

sie herantritt, ihr Wesen zu bekennen oder zu verleugnen? Einmalig ist diese Entscheidung, einmalig ist die Welt, welche die vor die Entscheidung gestellten Menschen in sich verkörpern, einheitlich und geschlossen ist die Welt des Künstlers, die sich in den gestalteten Menschen offenbart. Nur eine dichterische Form kann es deshalb für Emil Strauß geben: die Form der dramatischen Novelle. Aufklang, Abklang und dennoch Spannung, erneuter Aufklang und Ausklang machen das innere Leben seiner Novellen aus. „Kreuzungen", „Freund Hein", „Der Nackte Mann", „Der Spiegel" und, so eigenartig dies erscheinen mag, selbst „Das Riesenspielzeug" sind darum im Grunde keine Romane, sondern Novellen größeren Umfangs. Weil nun die Gestalt des Straußschen Kunstwerks in sich geschlossen und abgerundet ist, und weil die Form der Novelle sich mit Notwendigkeit aus dem Künstlertum von Emil Strauß herleitet, da sie der äußere Ausdruck der Welt ist, die der Künstler in sich verkörpert, nenne ich das Straußsche Kunstwerk klassisch.

Von diesem Begriff der Klassik unterscheidet sich der geschichtliche Begriff der Klassik, wiewohl beide das Eine gemeinsam haben, daß der Mensch und das Menschliche den Mittelpunkt des dichterischen Erlebens, Schaffens und Wertens darstellen. Um dieses Gemeinsame aber geht es uns hier, nicht um das Trennende. Durch die Art seiner Welthaltung und die Art, wie er ihr künstlerisch Ausdruck zu verleihen wußte, ist Strauß verwandt mit Goethe und Schiller; denn die Übereinstimmung seines hohen und schwererrungenen Menschen- und Künstlertums macht seine Größe aus. Seine Besonderheit und Begrenztheit aber liegt darin, daß seine Welt beinahe nur vom Menschlichen aus gestaltet ist. Durch letzteres ist er verwandt mit Konrad Ferdinand Meyer, der auf Grund einer ähnlichen, aber bedeutend einseitigeren Welthaltung zu derselben, freilich noch strengeren und engeren Form kam. Denn bei Meyer offenbart sich im Aufbau seiner Werke die Wirksamkeit der seelischen Kräfte mehr als Psychologismus denn als seelische Innerlichkeit. Aus gegenwärtiger Dichtung ist als einziger Hans Carossa zu nennen, der Strauß infolge der Weite und Einheit des Weltbildes und des Werkes nahesteht. Was aber Carossa von Strauß trennt, ist wiederum dasselbe, was Goethe von Strauß unterscheidet, nämlich die besondere Art der Vereinigung des Seelischen und Dichterisch-Welthaften bei Carossa, die nie zu der Straußschen Novellenform kommen könnte und dennoch gleiche Geschlossenheit und Reinheit besitzt. Als Gegenbeispiel für Straußens menschliche und künstlerische Welt wäre

Hermann Stehr zu nennen, der von dem Erlebnis des Triebhaf-Lebendigen und Mystisch-Seelischen aus zu der Form des sich immer weitergebärenden und doch wieder in sich fertigen Romans gelangte. Nur einmal bildete sich eine Form, die das Menschlich-Seelische und das Triebhaft-Lebendige, das Episch-Weltweite und das Novellistisch-Strenge vereinigte und zur höchsten bisher erreichten Novellenform gelangte: die Novelle von Gottfried Keller. So steht Strauß innerhalb der deutschen Dichtung als der Künstler, dem zum erstenmal ein besonderes, nur durch den Menschen bedingtes seelisches Erleben zum dichterischen Erlebnis wurde, der von hier aus sein Menschentum und aus seinem Menschentum die ihm allein eignende Form seiner Novelle schuf. Diese Novelle der seelischen Innerlichkeit aber ist die in ihrer Art höchstvollendete, da in ihrer Gedrängtheit und Enge eine weite und allgemeingültige Welt verkörpert ist.

Benutzte Bücher:

Emil Strauß' Werke:

(Zitiert wurde nach den untenstehenden Ausgaben; das Jahr der ersten Erscheinung steht in Klammern dahinter.)

Menschenwege, Erzählungen, 3. und 4. Aufl., München o. J. (1896).

Don Pedro, Tragödie, neue Fassung, Berlin 1914 (1899).

Der Engelwirt, Eine Schwabengeschichte, München 1931 (1901).

Freund Hein, Eine Lebensgeschichte, München 1936 (1902).

Kreuzungen, Roman, München 1925 (1904).

Hochzeit, Drama, Berlin 1908 (1908).

Hans und Grete, Novellen, München 1934 (1909).

Der Nackte Mann, Roman, München 1925 (1912).

Der Spiegel, Berlin 1919 (1919).

Vaterland, Drama, Stuttgart 1923 (1923).

Der Schleier, Geschichten, München 1931 (1931).

Das Riesenspielzeug, München 1934 (1934).

Aufsätze und Bücher über Emil Strauß:

Grolmann, A. von: E. Strauß, in „Die schöne Literatur", 1926, 27. Jg., 1. Heft.

Witkop, Ph.: E. Strauß, ebd. 1927, 28. Jg., 5. Heft.

Hofmiller, J.: E. Strauß, in „Corona", 1933, 3. Jg., 6. Heft.

Endres, F.: E. Strauß, München 1936.

Lebenslauf

Am 28. Juli 1909 wurde ich, Hugo Meder, als Sohn des Straßenbahnschaffners Anton Meder und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Link zu Frankfurt a. M. geboren. Nach dreijährigem Besuch der Volksschule trat ich in das Frankfurter Lessing-Gymnasium ein, das ich Ostern 1929 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Vom Sommersemester 1929 bis zum Wintersemester 1932/33 war ich an der Universität Frankfurt a. M. immatrikuliert und studierte germanische und romanische Sprachwissenschaft. Im März 1935 trat ich eine Hauslehrerstelle in dem ehemals deutschen Südwestafrika an. Ende 1937 kehrte ich aus Südwestafrika nach Deutschland zurück. Ich bestand das Doktorexamen in zwei Terminen. 1. Termin: 15. Februar 1935: Deutsch und Volkskunde. 2. Termin: 27. April 1938: Französisch.

Zu besonderem Dank bin ich Herrn Professor Schultz verpflichtet, der das Werden dieser Arbeit mit freundlichem Rat begleitete.